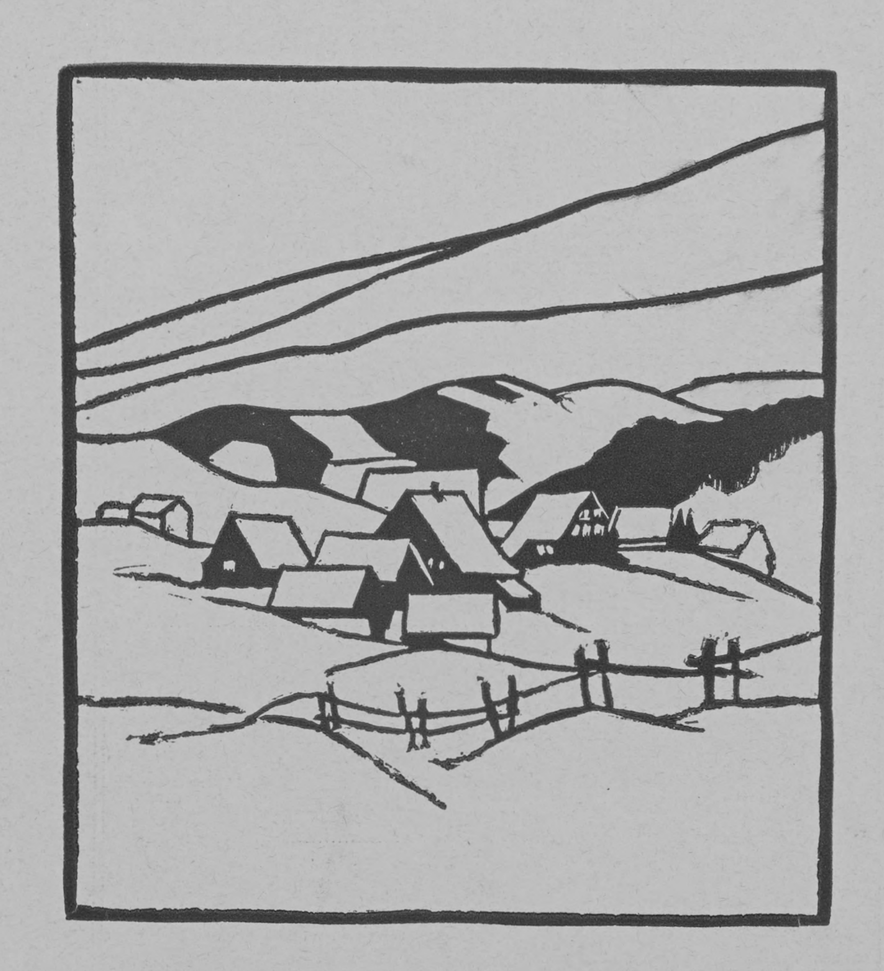
MARIENBOTE



Dezember 1943

An Appeal

Eleven years ago the Marienbote made its first appearance in the Catholic magazine world; and the Lord blessed its humble beginning and the work has prospered. And now, though it is still young in years, the Marienbote has already achieved many of its aims.

To devote itself to the interests of each and every member of the Catholic family, as well in the home as in the church; to foster devotions to Our Lord and His Blessed Mother; to further Christian activities; to promote a lay missionary society; to assist young aspirants to the Priesthood, have always been the foremost aims of the Marienbote. We have had many signs that our work has not been in vain, that our aims are being realized. The Marienbote is helping many, yes, but it has not yet reached others who need it. Here is where we appeal to you; we need your help.

You can easily put the Marienbote into the hands of many who may profit by what it has to give. How? By sending us another subscription for someone else everytime you renew your own; by sending us the names of those who would be interested in receiving the magazine; by passing on to others your own copy after it has been read; by encouraging your own friends to be Marienbote friends.

Enclosed find One Dollar, for which please send the Marienbote for one year to:

Name ....

Address ....

Enclosed find One Dollar, for which please send the Marienbote for one year to:

Name ....

Address ....

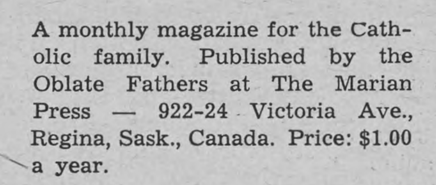
Inhalt

ALL FOR THEE

The tongue which God has given us
To speak in kindly tone,
The eyes to shun all evil,
To look for good, alone, —
The ears for us to listen,
To hear His words of love,
The hands to daily bless ourselves,
And pray to God above.
The heart which He desires,
To beat for Him, alone,
The soul unstained, unsullied,
To be for Him, — a throne.
Oh, all of these, Dear Jesus,
Our tongues, our eyes, our ears,
Our hands, our hearts, our souls,
Our hopes, and all our fears, —
Within Thy Sacred portals,
And sheltered from all care, —
Oh, Loving Heart of Jesus,
Bless them, — that's my prayer!

Der Marienbote

Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Regina. Adresse: The Marian Press, 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Preis: $1.00 jährlich.


A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Price: $1.00 a year.

Schriftleiter - Rev. Father H. Krawitz, O.M.I. – Editor
Rev. Father J. Peters, O.M.I. — Assistant Editor

Nr. 3 Dezember 1943 12. Jahrgang

Dies und Das

Kenne Deine Freiheit! Die fünfte Kriegsanleihe ist vorüber. Wie bei jeder Kriegsanleihe, so hat die canadische Regierung auch dieses Mal den Canadier deutscher Abstammung in deutscher Sprache angeredet, als Zeichen, wie sehr sie die Freiheit der Sprache im demokratischen Canada achte. Wir sind hier keine "foreigners" mehr, und die Zeit ist gekommen, da wir diesen Ausdruck nicht mehr hören mögen. Bekannte Männer wie Professor W. Kirkconnel, John Murray Gibbon und Grant Dexter sind gegen dieses Wort wiederholter Male aufgestanden, und ihnen konnte gewiss niemand eine "staatsgefährliche Deutschfreundlichkeit" nachreden. Im Gegenteil: Man sah die echt demokratische canadische Volkspolitik, die sie in ihren Schriften vertraten, und so manches Gesetz, das der Canadier deutscher Abstammung als ungerecht empfinden musste, wurde aufgehoben.

Während des fünften Kriegsanleih-Werbezuges waren unsere Zeitungen voll von Aufrufen: Kauft Victory Bonds! Eine dieser Anzeigen hat besonderen Eindruck auf uns gemacht. Sie trug als Kopfbild die Photographie von Herrn und Frau Michael Stang aus Macklin, Sask., deren sieben Söhne und ein Enkelsohn die Uniform des canadischen Soldaten tragen. Im Frühjahr sahen wir in unseren Zeitungen ein ähnliches Bild: Die Familie Deutscher aus Odessa, Sask., mit ihren vielen Fliegersöhnen. Und in der Zwischenzeit brachten die Tagesblätter des Landes eine ganze Reihe von Bildern im Kriege gefallener Soldaten, deren Namen deutscher Abstammung waren.

Sind wir hier noch "foreigners"? Diese Frage braucht überhaupt nicht mehr gestellt zu werden. Sie ist überflüssig. In schweren Tagen hat der Canadier deutscher Sprache seine Landestreue bewiesen. Und die Opfer, die er bis jetzt willig getragen und immer noch willig trägt, hat er in seinen durchschnittlich grossen Familien schwer empfinden müssen. Drei, vier, ja sieben Söhne in der Armee, das ist wohl schon ein grosses Opfer! Und wie sehr die Kriegsanleih-Werbezüge vom Canadier deutscher Sprache unterstützt werden, hat der fünfte Werbezug wieder einmal bewiesen.

Eigenartig, dass so mancher Canadier deutscher Abstammung immer noch zu glauben scheint, er sei ein Bürger minderer Art. Es gab einmal hier bei uns Zeiten, da besonders die katholische Gruppe deutschsprechender Canadier in den Köpfen hoher Politiker eine grosse Rolle spielte. Damals, als der Volksverein die meisten unserer Katholiken zusammenhielt und gemeinsames Vorgehen in wichtigen Fragen so manches unserer Rechte befestigte.

Heute gibt es Leute, die fast Angst haben, ihre Sprache öffentlich zu gebrauchen oder auch nur ein deutsches Blatt zu halten. Wir sehen wirklich

keinen Grund dazu. Canada hat uns Freiheit der Sprache und Freiheit der Presse versprochen. Wir erfreuen uns immer noch dieser Freiheiten und zu gleicher Zeit zahlen auch wir denselben hohen Preis an Opfern, den heute jeder Canadier zur Erhaltung dieser Güter zahlen muss. Das alles sollte uns auf feste Füsse stellen und immer wieder das Bewusstsein in uns stärken, dass wir hier als freie, mit allen anderen gleichberechtigte Menschen in einem freien Lande leben.

Als freier, landestreuer Mensch in einem freien Lande darf man selbstverständlich auch frei für seine Probleme eintreten. Und wir haben heute wirklich unsere Probleme! Probleme, auf die so mancher Katholik weder Rede noch Antwort weiss. Früher half uns der Volksverein sehr viel in der Lösung unserer Fragen. Heute verbindet uns fast nichts mehr. Hätten die Benediktinerpatres aus Muenster, Sask., und die Oblatenpatres aus Regina nicht durchgehalten, ihre katholischen Blätter deutscher Sprache herauszugeben und unseren Katholiken zuzuschicken, dann gäbe es heute garnichts mehr, das unsere Leute in den vielen Distrikten und Provinzen des Landes wenigstens noch etwas zusammenhielte.

Die Regierung kennt die Gesinnung der zwei katholischen Blätter deutscher Sprache hier in Canada, des St. Petersboten und des Marienboten. Sie weiss, von welcher Wichtigkeit der Einfluss dieser Blätter auf unsere Leute ist. Unsere Leute dagegen scheinen nicht alle den grossen Vorteil der Freiheit ihrer Presse zu kennen. Den grossen Opfern der Benediktinerpatres und der Oblatenpatres hier in Saskatchewan ist es fast allein zu verdanken, dass wir heute, nach bitter schweren Erntefehljahren, während Kriegszeit und in Tagen, da unsere Katholiken immer mehr das Verständnis für ihre Presse verlieren, immer noch katholische Pressewerke deutscher Sprache unter uns haben.

★

Unser Ziel. Wir machen hier auf unsere Sprach- und Pressefreiheit aufmerksam, weil wir wollen, dass unsere Leute sie kennen. Dass sich der St. Petersbote und der Marienbote durch dunkle Tage durchgekämpft, ist uns allen ein grosser Segen. Voll und ganz werden wir diesen Segen erst dann erkennen, wenn die Welt die Waffen beiseite gelegt und den grossen Kampf um den Wiederaufbau der zerstörten Ordnung begonnen haben wird. Wir werden bei dieser kommenden Neuordnung mitreden und mitbauen wollen. Ist es auch still geworden um unseren katholischen Volksverein—den wir in jenen Stunden wohl bitter brauchen könnten—so haben wir immer noch unsere katholischen Blätter. Und diese Blätter werden uns Hilfe sein, unsere Gedanken, unsere katholischen Ideale und unsere Probleme gemeinsam zu besprechen und in die Oeffentlichkeit zu bringen.

Geben wir uns keiner Täuschung hin: Die Zeit des Kämpfens wird mit der Stunde des Kriegsabschlusses noch lange nicht zuende sein! Während die Weltpresse immer freudiger von der sich nahenden Friedensstunde spricht, bauen sich vor unseren Augen Probleme auf, die unseren Blick in die Zukunft durch neue, sorgenvolle Schatten verdunkeln. Eine politische, wirtschaftliche, nationale, gesellschaftliche und religiöse Neuordnung der Welt steht uns voraus. Wer wird diese Neuordnung durchführen? Wer wird die neuen Grenzen setzen? Wer wird die Wirtschaft so ordnen, dass jeder Mensch, jede Familie, jeder Stand und jedes Land jenen Teil des Erdensegens erhält, den Naturrecht und menschliche Gerechtigkeit ihm zusprechen?

Lange genug haben wir mit Dynamit gespielt. Lange genug haben wir an Stelle von Gerechtigkeit und Bruderliebe die Gewalt verherrlicht und Gewalt als einziges Mittel betrachtet, unserer zerquälten Welt ein neues, gerechtes Antlitz zu geben. Auch heute tun wir das. Auch heute stehen wir mitten drin in dem Fluch der Blindheit, der auf der Menschheit vergangener Jahrzehnte und Jahrhunderte lastete. Man glaubte, durch Krieg, durch Revolution oder durch neue ,revolutionäre Wirtschaftsordnungen der Welt Ordnung und Frieden bringen zu können, und musste immer wieder sehen, dass zertretener Stolz und Hass, dass Hunger und Rachsucht, dass Jammer und Machtgier weiter glühten und flammten, bis sie lichtloh aufbrannten und die entsetzte Menschheit in ein neues, schrecklicheres Blutvergiessen rissen!

Diese Flammen, die Hauptursachen alles Jammers auf Erden, in ihrem Keim zu ersticken, in der Brust einer Menschheit, die das Moralgesetz vergessen, in den Köpfen und in der Weltanschauung jener, die das öffentliche Leben leiten, das ist unsere katholische Politik, mit der wir mitarbeiten wollen am Wiederaufbau der Welt. Wir haben keine eigene Partei für diese Politik. Die Kirche zwingt uns nicht, dieser oder jener Partei anzugehören oder nicht anzugehören—solange wir nicht dort stehen, wo man dem Christentum offene oder versteckte Feindschaft geschworen. Wo immer wir aber auch stehen, da werden wir sorgen, dass unsere verantwortlichen Führer Politiker sind, denen die Verbindung von Christentum und Weltordnung als erster Grundsatz vor Augen steht. Es darf in der neuen Welt nicht mehr vorkommen, was in unserer alten Ordnung selbst unter uns Katholiken zu oft vorgekommen ist. Dass z.B. ein katholischer Schulinspektor in die Schule eines katholischen Distriktes mit ausnahmslos katholischen Kindern kommt, dort das Kreuz vor den Augen der Kinder fortnehmen lässt und auf die Frage, ob er als Katholik so etwas wohl für richtig finde, die Antwort gibt: "Im Privatleben bin ich Katholik. Im Dienstleben lasse ich meine Religion zu Hause!"

Das grosse Werk. Christliche Politik in die Welt zu bringen, ist ein Werk, das klare Erkenntnis, ausdauernden Mut und Opfer fordert, die bis zu Blutopfern führen können. Fremd, wie aus einer anderen Welt kommend, aus einer verhassten Welt, weil sie die Selbstsucht geisselt und Selbstlosigkeit preist, klingen die Grundsätze dieser Politik. Dem Guten sind sie aber doch verständlich. Da haben wir einen der vielen Briefe unserer Leser vor uns, in dem folgendes geschrieben steht:

"Hochwürdiger Schriftleiter! Ich kann nicht verfehlen, Ihnen unsere Freude und unseren Dank für das echt katholische "Dies und Das" des lieben Marienboten (November 1943) auszusprechen. Es wirkt wohltuend, wenn man so etwas liest. Besonders wenn man sieht, wie leider so viele Zeitungen, die man stets unterstützt hat, Mitläuferpolitik betreiben, strozend von Kriegsgreul und Hass. Gerade jezt brauchten wir eine führende Hand, ein Licht, das uns unsere Wege mit Wahrheit beleuchtet . . . Wie andere, so haben auch wir einmal grosse Opfer gebracht für Kirche und katholische Schule, gekämpft für Kreuz und Religionsunterricht. Wir verabscheuen die Fahnenflucht und die Kriecherei so vieler Christen, die sich der Geldsucht verschrieben . . . Wir alle täten besser, uns unserer ewigen Bestimmung zu besinnen und uns mehr darum sorgen, als um das Blutgeld, dem wir uns heute hingegeben . . ."

Und aus einem anderen Brief:

"Klein und bescheiden steht ihr Marienbote—wenn man ihn nach der Zahl seiner Leser und nach Papier, Bildern und Seiten abschätzen wollte—neben den grossen Weltzeitungen. Was mir aber keine Weltzeitung geben kann, das gibt mir der Marienbote: Freude, Ruhe, und das heute so seltene und heute so wichtige Licht zu Gott, zum Guten und zum Reinen. Sitze ich am Radio oder habe ich ein Zeitungsblatt in meinen Händen, dann bin ich niemals sicher vor Aerger oder vor den Gemeinheiten des Hasses. Kommt aber der Marienbote, dann kann ich mich sorglos hinsetzen und ruhend lesen. Ich weiss nämlich schon im voraus, dass der Marienbote nichts anderes enthält als Gedanken, die den von des Tages Sorgen und des Tages Aerger müden Kopf beruhigen und auf andere, schönere Dinge lenken, die wir haben könnten, wenn wir nur wollten."

Diesen Briefen, die den leitenden Geist unseres Marienboten klar verstanden und die Grundsätze, nach denen wir katholischen Geist in die Welt bringen möchten, richtig erfasst haben, stehen andere Urteile gegenüber, die im Marienboten sehr gern Leitartikel von grösserem und weltlicherem Kampfeifer sähen. Wir aber bleiben dabei, Grundsätze zu vertreten, die aus einer friedfertigeren Welt kommen und deshalb auch das einzige Kleid tragen, das man in der Welt über den Sternen trägt: Das Kleid der Liebe! Es gibt auch so etwas wie eine kämpfende Liebe. Wenn diese gefordert ist, werden wir ganz gewiss mit ihr nicht zurückhalten. Immer aber wird sie so sein, dass sie jedem, trotz Kampf und Streit, Ruhe, Frieden und ein Licht der Hoffnung bringt. Wir wollen nichts anderes, als dass unsere Katholiken immer mehr von dieser Liebe erkennen, so viel, bis ihr Geist das Licht von oben sieht und ihre Hand zu einem Streit sich hebt, der rein bleibt von allem Hass, von aller Lüge und von allem Missbrauch menschlicher Rechte.

Der deutschsprechende Katholik kann und muss mittun im Kampfe um die neue, bessere Weltordnung. Wir haben Freiheit der Sprache und Freiheit der Presse. Benutzen wir diese Freiheiten zum Wohl der Sache Gottes, zu unserem eigenen und zum Wohl des Landes, in dem wir leben. Halten wir fest an unserer Presse. Helfen wir an ihrem Aufbau, indem wir immer mehr neue Leser gewinnen. Kommt die Zeit des grossen Kampfes, dann haben wir ein Mittel, das uns miteinander verbindet. Und Einigkeit macht stark!

—Der Schriftleiter.

. . . Adventslied . . .

O Heiland, reiss die Himmel auf!
Vollendet ist der Zeiten Lauf,
Brich Schloss und Riegel, tritt hervor,
Es seufzt zu Dir die Welt empor.

Wo bleibst Du, Trost der ganzen Welt,
Darauf die Welt all Hoffnung stellt?
Ach komm, ach komm vom Himmelssaal
Und tröst uns all im Jammertal!

O klare Sonn', so schöner Stern,
Dich wollen wir anschauen gern.
O Sonn', geh auf. Ohn' Deinen Schein
Wird Finsternis ohn' Ende sein.

Hier leiden wir die grösste Not,
Vor Augen steht der ew'ge Tot,
Ach komm, führ' uns mit starker Hand
Vom Elend in das Vaterland!



Die stumme Magd

Von Hilda Povinelli

Eine gute Gehstunde von St. Jodok im Wipptal, immer den tosenden Schmirnerbach entlang gegen das Tuxerjoch zu, lugt wildeinsam ein kleiner Berghof durch den schwarzen Tann. Eigentlich eine rechte Elendshütte mit ihren kaum eine Spanne im Geviert messenden Fensterluken, und dem von Wind und Wetter arg zerlatterten Schindeldach. Aber auf der morschen Holzgalerie blühen glührote Pelargonien, gescheckte Fuchsien und brennende Lieb um das torfbraun gebeizte Gebälk in solcher Ueppigkeit und mit solcher Leuchtkraft, dass man über dieser farbenfrohen Herrlichkeit schier die Aermlichkeit des kleinen Anwesens übersieht.

Der Haggerlois und sein Weib, die Gund, fühlen sich übrigens in ihrem dürftigen Heimatl reich wie Könige und möchten mit niemanden auf der Welt tauschen. Wenn sie abends nach ihrem mühevollen Tagewerk auf dem Bänkchen vor ihrem Häusl sitzen, klopft wohl der bereits stark angegraute Lois seine Pfeife an der Bankkante aus und meint schmunzelnd zu seinem Weibe:

"Weisst's noch, Gund, wie du oft ganz verzagt gewesen bist und gemeint hast, es wäre alles für nix, wir täten's doch nie zu einem eigenen Heimatl bringen? Und jetzt haben wir's richtig so weit gebracht. Zu eigenem Grund und Boden. Jetzt brauchen wir nimmer bei fremden Leuten dienen, sein jetzt selber bodeng'sessne Bauern."

"Freili, freili", nickt die Gund und ein glückliches Lächeln erweicht ihr vom schweren Lebenskampf hartgesottenes Gesicht. "Ein wenig lang hatt's wohl gedauert, aber jetzt haben wir doch ein eigen Heimatl."

Emsig klaubt sie die Heidelbeeren in der Holzmulde auf ihrem Schoss aus, dass die grüne Blätterspreue nur so herumfliegt. Die Kinder haben die Beeren im Wald droben gepflückt, damit ihnen die Mutter wieder einmal "Schwarzbeernocken" backen kann. Und der Gund ist's recht, denn das ist ein sparsames Essen, braucht man kein Ei dazu.

"Aber wanns a lang dauert hat, hast doch auf mich gewartet, Gund, all die Jahr lang", hebt der Lois wieder an, seine Pfeife anpaffend. "Hättest schon viel ehender in ein fertiges Nestl einischliefen können, wann du nur den Finger darnach ausgestreckt hättst. Bist ja 's sauberste Dirndl auf und auf in der Gegend gewesen."

"Weil i halt nur dich mögen hab", entgegnet die Gund verschämt und nestelt dabei mit ihren heidelbeerfleckigen Fingern an dem Tücherl, das sie um das ganz stattliche Kröpfl gebunden hat.

Da schimmert ein heller Glanz in den Augen des armen Bergbäuerleins auf. Mit der arbeitsharten Hand streicht er leise über die fleissigen Finger seines Weibes, die schon wieder in den Schwarzbeeren klauben.

"Bist halt eine Brave, Gund", sagt er einfach.

Vier flachshaarige Kinder erfüllen die Einsamkeit des Höfls mit quellfrischem Leben und das Schreien ihrer gesunden Lungen übertönt fröhlich das bösartige Brüllen des Schmirnerbaches im Tobel drunten.

Das älteste der vier, Notburga oder Burgele, wie's gerufen wird, ist zu Johanni acht Jahre alt geworden. Ein liebliches Dirnlein mit lichtem Gelock und muntern waldbraunen Augen. Wenn Vater und Mutter auf den schrägen Leiten droben sich ums tägliche Brot rackern, betreut das Burgele pflichteifrig die jüngern Geschwister und kocht in dem verrussten Kü-

chengelass des Berghöfls das Türggenmus oder den Haferbrei für das Mittagsmahl.

Ja, die Haggerleut hausen recht glücklich droben in der Einschicht des Schmirnertales.

An einem Augusttag war's, am Vorabend von Maria Himmelfahrt.

Der Haggerlois und sein Weib standen mit Steigeisen auf einer abschüssigen Grasfläche über der "Roten Wand" im Wildheuen. Die Kinder waren bis auf das Burgele, das die Hütte für den morgigen Festtag zu betreuen hatte, nach St. Jodok ins Widum (Pfarrhof) gewandert, die Widumhäuserin um "Büsch" (Blumen) für die morgige Liebfrauenprozession zu bitten. Der Haggerlois und die Gund hatten sich zur grösseren Sicherheit auf dem gefährlichen Arbeitsplatz aneinandergeseilt und kämmten mit ihren Rechen flink das gemähte Wildgras zusammen. Dann pressten sie das nur leicht übertrocknete Heu in ihre bauchigen Rückenkörbe und traten mit ihrer Last den Heimweg an.

Der Lois schritt voran, die Pfeife im Mund, die Gund folgte, sich von Zeit zu Zeit mit dem Schürzenzipfel den Schweiss fortwischend, der ihr unter dem zerschlissenen Mähderhut in die Stirn perlte.

Plötzlich hielt der voranschreitende Bauer an und deutete mit der Pfeife über den Waldbuckel.

"Lug, Gund, was dort hinter die Bäum für ein Rauch auferkimmt!"

Die Gund schaut unruhig nach der Rauchsäule, die kerzengerade über den Fichtenwipfeln zum Himmel aufstieg.

"Haben leicht wieder Karrnerleut im Tobel drunt an der Strass' ein Feuer anzunden."

"Wann i die erwisch, die werd i stampern", schimpft der Lois. "Bei der Dürr' kunnt' leicht der ganze Wald ins Brennen anfangen."

Da schreit plötzlich die Gund gellend auf.

"Jessas, Maria und Joseph, unser Häusl brennt!"

Die Haggerleut stellen ihre Rückkörbe ab, achtlos, dass sie über den abschüssigen Hang bachwärts kollern und das so mühsam ergatterte Heu über das Geröll hinstreuen. Mit wilden Sätzen rennen Mann und Weib durch den Bergwald hinab, der Brandstätte zu.

Ihr Häusl, das so schwer errungene Heimatl, steht in hellen Flammen, wie Zunder brennt's.

Auf dem Giebelsöllerchen aber hängt, von Rauch und züngelnden Stichflammen umweht, das Burgele halberstickt am Geländer. Offenbar hat sich das arme Kind vor dem Feuer hieher geflüchtet, da ihm der Weg zur Haustür von den Flammen verlegt war.

Mit entsetzt geweiteten Augen starren die Eltern zum Söller hinauf. Jetzt müssen die morschen Pfosten den Flammen zum Opfer fallen und das Dirnlein mit ihnen.

Die Gund heult auf wie ein Muttertier, das sein Junges bedroht weiss. Sie fällt auf die Knie und streckt die Hände nach der Richtung, wo das Wallfahrtskirchlein "Unser Lieben Frauen Herberg" steht.

"Himmlische Gnadenmutter, hilf! Ein Tafele stift i dir, wenn du mein Kind aus der Feuernot erretten tust!"

Der Lois aber reisst die glücklicherweise noch unversehrte Feuerleiter von der Rückwand des Häusls und legt sie an den flammenumleckten Söller an. Dann klettert er ungeachtet der Gefahr über die Sprossen hinan und nimmt sein bereits bewusstloses Kind an sich. Kaum hat er wieder den Erdboden erreicht, birst der Söller prasselnd zusammen.

Wohl hatte der Lois schmerzhafte Brandwunden davongetragen, aber die Gund kurierte ihn mit Arnikatinktur und Johannisöl bald wieder gesund. Die Gemeinde von St. Jokod ermöglichte den armen Leuten durch eine Sammlung das Heimatl wieder aufzubauen. Dazu kam, dass im Gebirge der schöne Brauch herrscht, einen Abbrändler mit Material und unentgeltlicher Arbeitsleistung beim Wiederaufbau seines Häusels zu unterstützen, so war, ehe noch der Winter richtig einbrach, das Heim der Haggerleute wieder neu errichtet. Statt der morschen Baracke schaute nun ein funkelnagelneues Häuschen auf den Schmirner Karrenweg hinunter.

So wäre denn alles wieder zu schönster Harmonie gediehen, wenn nicht das Burgele durch den Schrecken den Gebrauch der Sprache verloren hätte. Es wuchs zu einem bildsauberen Dirndl auf, aber der frische Mund mit den vogelbeerroten

---

Gott ist die Liebe, weil Er der Allmächtige ist.

"Barmherzigkeit ist die Leidenschaft Gottes."

Güte und Barmherzigkeit ist die Leidenschaft der Heiligen.

Alle Starken sind barmherzig.

Es gehört viel Kraft zum Lieben. Die Starken aber können nicht anders als barmherzig sein.

Güte und Barmherzigkeit aber sind bei den Starken nicht weichliche Stimmungen, sondern schaffende Tat.

Die Härte der Schwachen ist Roheit.

Die Härte der Barmherzigen und Gütigen ist ein Weg ihrer Liebe.

"Barmherzigkeit will ich, nicht Opfer!"

—(Matth. 19, 13)

Ich bin ein Gott der starken Liebe.



Ruhe der Felder

Bertha Hollauer

Wie stille sind die Felder nun,
Die müdgeword'nen Schollen ruhn
Nach heissem Sommerblühen.
Verwahrt sind Sense nun und Pflug,
Die Krähen nur im dunklen Flug
Zum nahen Walde ziehn.

Sonst alles öd—kein Laut, kein Ton,
Und erst noch sah ich roten Mohn
Aus gold'nem Kornfeld ragen.
Doch muss zuvor die Stille sein,
Denn alles kehrt tief bei sich ein,
Das neu will Früchte tragen.

Lippen blieb stumm. Aus diesem Grunde behielten die Haggerleute ihre Aelteste im Hause, während die jüngern Geschwister, so wie sie das schulpflichtige Alter überschritten, eins nach dem andern das Vaterhaus verliessen und bei fremden Bauersleuten in Dienst einstanden. Doch als der Haggerloisl einmal im Winter nach kurzer Krankheit fast plötzlich dahingerafft wurde, musste das stumme Dirndl gleichfalls sein Brot bei fremden Leuten verdienen gehen.

Achtzehn Jahre war das Burgele alt, als es beim Ferchenbauer in Dienst trat. Der Ferchenhof war ein ansehnliches Gut mit zwei fetten Almen, schönen Waldbeständen und einem gesunden Viehstand. Doch war das Anwesen ziemlich einsam im obern Schmirntal gelegen. Die Bauersleute waren rechtschaffene, kernige Menschen vom alten Schlag, und wer als Magd oder Knecht bei ihnen einstand, ging freiwillig so leicht nicht wieder fort.

Die stumme Magd war bald von allen Insassen des Hofes wohlgelitten, am meisten aber von dem einzigen Sohn der Ferchenleute. Kilian, ein schmukker braver Bursche, fasste gar bald eine tiefe Zuneigung zu dem hübschen jungen Mädchen, das dieses tief im versteckten Herzensgrund erwiderte, ohne zu wagen, es auch nur sich selber einzugestehen.

Es war einen Tag vor dem grossen Viehmarkt in Steinach draussen, da winkte die Ferchenbäuerin dem Burgele, das gerade Runkelrüben in den Viehtrank schnitt, in die Stube hereinzukommen. Bewundert legte das Dirndl das Hackmesser hin und folgte der Bäuerin in die Stube.

Die Ferchenbäuerin schloss die Tür sorgfältig hinter dem Mädchen zu. Dann nahm sie es bei der Hand.

"Burgele," sagte sie nach einem kleinen Zögern, "es kommt mich hart an, dir das zu sagen, was doch einmal ausgesprochen werden muss. I hab lang schon gemerkt, dass du und mein Kilian euch gut seids. Ein Mutteraug sieht scharf. I weiss wohl, dass zwischen euch nichts Unrechtes vorgefallen ist, aber, sag selber, wohin das verliebte Getue mit der Zeit hinführen soll. Für eine blosse Liebschaft wärst mir zu gut und heiraten — schau, mein armes Kind, i will dir g'wiss nit weh tun, aber heiraten kann dich der Kilian nit. Denn eine stumme Frau taugt nit zur Bäuerin auf'n Ferchenhof, das siehst wohl ein, gel? I will dir sogar sagen, wenn du das Unglück nit hättst, i hätt' nix dagegen, wann dich der Kilian zur Frau nähm. Bist ein brav's, fleissig's und fromm's Madel, wie i mir meine Schwieger allweil vorgestellt hab. Aber wie's leider Gott's einmal steht, — Dirndl, sei g'scheit!"

Sie streichelte die ganz kalt gewordenen Hände des Mädchens, das wie mit Blut übergossen vor ihr stand und nur mühsam seine Fassung bewahrte. Die Worte der Bäuerin hatten an Burgeles heiliges Geheimnis gerührt, es nackt ans grelle Tageslicht gezerrt, das tat ihr weh. Daran, dass sie der Kilian zu seinem Weib machen könnte, hatte sie bisher noch mit keinem Gedanken gedacht, eine solche Vermessenheit, Bäuerin auf dem grossen Hof werden zu wollen, wäre ihr auch nicht im Traume jemals in den Sinn gekommen. Aber sie war ja stumm und konnte dies daher ihrer Dienstherrin nicht klar machen.

"Drum ist's das Gescheiteste, du gehst vom Hof", hub die Ferchenbäurin wieder an. "Ich hab' bereits schon einen neuen Dienstplatz für dich ausfindig gemacht, Burgele. Die Hirzingerin im vorderen Mühltal tät dich gern als Magd nehmen. Wie ihre eigene Tochter tät sie dich halten, hat sie mir versprochen, weil du ihrem verstorbenen Moidele so gleichschauen tust. Wär auch kein schlechter Dienstplatz dort. Bist z'frieden so, Dirndl?"

Burgele nickte, während ihr die Tränen in die Augenwinkel

quollen. Sie konnte sich nicht länger beherrschen, darum verliess sie hastig die Stube und lief in ihr Kämmerlein im Giebel oben. Dort warf sie sich aufschluchzend vor ihr Bett und weinte ihren heissen Schmerz in die rotgewürfelten Kissen hinein. Dann stand sie auf, bekreuzigte sich und packte bitterlich weinend, aber entschlossen, ihre paar Habseligkeiten in ein Bündelchen. Wenn sie schon den Hof verlassen muss, will sie heute noch gehen, bevor noch der Kilian vom Viehmarkt heimkehrt. Das ist den Ferchenleuten gewiss nur recht. Nein, keine Stunde länger will sie unter einem Dache weilen, wo man sie nicht gerne sieht und am liebsten gleich forthaben möchte. Sie grollte der Ferchenbäuerin gewiss nicht, die Bäuerin hat ja recht. Das Burgele hat's bisher überhaupt nicht bedacht, was "draus werden soll", wie die Mutter Kilians vorhin gesagt hat. Wunschlos glücklich ist's in seiner Nähe gewesen. Und auch der Kilian hat ihr mit keinem Wort von Liebe gesprochen, nur seine guten warmen Augen haben ihr's verraten, dass auch er ihr gut war. Nun aber hat die Bäuerin dem arglosen Dirndl die Augen geöffnet. Ja, das Burgele sieht's ein, dass es nur zum Unglück ist, wenn es noch länger auf dem Hof bleibt. Der brave Kilian kann kein stummes Weib brauchen, das wäre das Verderben für den Hof. Der Kilian aber soll glücklich werden, vergessen soll er die arme, stumme Magd und ein anderes Mädchen beglücken, das auf dem schönen Anwesen lustig mit dem Gesinde herumkommandieren kann. Drum will sie heut noch vom Hofe fort. Der Kilian tät am Ende bei den Eltern fürbitten, dass sie das Burgele weiterhin im Hause behalten, das aber soll nicht sein. Wenn er abends vom Viehmarkt heimkommt, soll er die stumme Magd nicht mehr im Hause antreffen.

Nach einer halben Stunde schon trat das Burgele mit seinem Bündelchen zum Fortgehen, gerüstet in die Stube.

"So eilig ist's nit mit dem Fortgehen, so hab' i's nit gemeint, Dirn", beteuerte die Bäuerin. "Das hat leicht Zeit bis Bartlmä!"

Die stumme Magd aber blieb bei ihrem Vorsatz. Sie küsste der Bäuerin noch zum Abschied die Hand, um ihr damit ihren Dank für die freundliche Behandlung in ihrem Hause zu bekunden und verliess dann den Hof.

Drunten, bei der Wegzwieselung, wo der Pfad nach dem Vordermühlgraben links von der Schmirnerschlucht abzweigt wandte sich Burgele noch einmal nach dem Gehöft um, wo sie glücklich gewesen war. Die Ferner glühten wie feenhafte Rosengärten und der behäbige Berghof lag stillfriedlich in warme Goldtöne getaucht auf der grünen Matte. Da war's der armen Dirn, als wäre alles Glück für immer aus ihrem Leben entschwunden, eintönig und öde lag es nun vor ihr. Es war ihr, als müsse ihr das Herz brechen. Aufstöhnend presste sie die Hände aufs Mieder und schritt dann langsam den Steig abwärts.

Ihr zur Rechten toste der Schmirnerbach, weissschäumend über kantiges Geklipp. Rotbrennender Sauerdorn und blaukörniger Wacholder säumten den Uferrand. Wie Burgele so traurig talab wanderte, schaute sie immerzu nach dem drübern Weg auf der andern Schluchtseite hinüber, in der uneingestandenen Hoffnung, dort den vom Viehmarkt heimkehrenden Kilian zu erblicken.

Richtig sah sie endlich durchs Gebüsch am Weg drüben eine Gestalt herauf kommen. Das Herz begann ihr stürmisch zu klopfen, aber ein schärferes Zusehen belehrte sie, dass der Wanderer nicht Kilian war, sondern ein recht verdächtiges Individuum. Ein struppiger Bart hing wie graues Baummoos um ein verwüstetes Gesicht mit unstet flackernden Augen. Zerlumpt schlotterte das Gewand um die Gestalt des Wegelagerers, in dem Burgele nun den Steinersepp erkannte, einen bereits mehrmals abgestraften Menschen, dem alles Böse zuzutrauen war.

Das Mädchen dankte Gott im stillen, dass es sich auf der anderen Seite der Schlucht befand und deshalb diesen Menschen nicht begegnen musste. Vom Buschwerk gedeckt, beobachtete es, wie der Landstreicher langsam heraufgeschlendert kam. Dann und wann blieb er stehen und schaute sich um, als warte er auf jemanden. Nun setzte er sich auf einen Fels-

Mutters Hände

Wir hatten einen Aufsatz zu schreiben über Mutterhände. Den von Tutti las uns der Lehrer vor:

"Mutterhände.

"Mit der einen Hand macht Mutter Butter, mit der anderen hält sie die Bibel auf dem Schoss, mit der anderen flickt sie Vaters Joppe, mit der anderen flicht sie mir die Zöpfe, bevor ich zur Schule gehe . . ."

"Mit der anderen, mit der anderen" sagt der Lehrer lächelnd. "Ei, deine Mutter wird doch kein Tausendfüssler sein? Soviel Hände! Wieviel eigentlich?"

"Zwei!" sagt das Toblerdirndel unbeirrt, "für den Vater, sieben Kinder—auch für jedes zwei, macht 14 Hände, Küche, Stall und Feld, wieder für jedes zwei macht 6, zwei für die armen Leut', zwei für den Herrgott, wenn sie beten tut — im ganzen 26 Mutterhände."

Da wird der Lehrer ernst. Wenn das so ist, wird der liebe Gott auch für deine Mutter einmal zwei Hände haben, zwei volle gnadenreiche Segenshände. Und du hast den besten Aufsatz geliefert.

brocken und zog einen länglichen Gegenstand aus dem Stiefelschaft. Es war ein Messer. Der Landstreicher klappte es auf und fuhr prüfend über die Schneide. Burgele kam das ganze Gehaben des Vagabunden verdächtig vor. Wer weiss, was der übelberüchtigte Geselle im Schilde führte! Am Ende lauerte er gar jemandem auf.

Plötzlich gab's dem Burgele einen Stich. Sein Inneres durchfuhr ein erhellender Blitz:

Der Steinersepp lauert gewiss auf den Kilian, der auf diesem Weg von Viehmarkt mit einer Katze voll Geld heimkehren muss!

Ratlos irren die Augen des Mädchens hinauf und hinab. Wie sollte es den Kilian rechtzeitig warnen? Dann entsann sich Burgele eines Holzknechtsteges, der einige Minuten abwärts die Schlucht überbrückte. Es waren zwar nur zwei schwanke Fichtenstämme, aber sie wollte sich schon darauf hinüber wagen. Die stumme Magd legte ihr Bündel auf den Wiesenseig nieder und lief eilig den Weg hinab. Doch schon nach wenigen Schritten stockte ihr Fuss und alles Blut strömte ihr zu Herzen.

Drüben, über den Büschen, sah sie einen wohlbekannten Gamsbarthut auftauchen und jetzt tritt wirklich die schanke Gestalt des jungen Ferchenkilian aus dem Busch heraus. Das stumme Dirndl winkt verzweiflungsvoll mit den Armen, aber der Jörg schaute gerade aus und merkte die Warnung nicht. Burgele rannte nun wieder das Stück Weges zurück, immer den Kilian im Auge behaltend. Totenbleich war das Dirndl und seine Füsse trugen es kaum, vor ungeheurer Angst um das Leben des geliebten Burschen. Da sah sie zu ihrem Schrecken aus einer Haselstaude den rotstruppigen Schädel des Steinersepp hervorlugen. Der Landstreicher lauerte also tatsächlich, wie sie richtig geahnt, mit dem Messer im Hinterhalt, den jungen Fercher zu ermorden und dann zu berauben. Und der Kilian kommt ahnungslos näher und näher. Nun trennen ihn kaum noch zehn Schritte vor dem verborgenen Strauchdieb. Burgele wurde schwarz vor den Augen und, wie sie damals als Kind die Sprache verloren hatte, gibt ihr jetzt die ungeheure Erregung wieder den Gebrauch der Sprache zurück.

"Kilian, sieh dich vor!" gellt es von den Lippen des Dirndls, dann sinkt es bewusstlos ins abendtauige Gras nieder.

Der Bursch stutzt und schaute überrascht nach der Richtung, woher die seltsame Warnung gekommen war. Als er niemanden erblicken konnte, schritt er kopfschüttelnd weiter.

Der Steinersepp aber schob, durch den Warnungsruf erschreckt, sein Messer flüchtend in den Stiefelschaft zurück und trat in den Weg hinaus. Scheinbar harmlos trollte er mit erheucheltem Gleichmut an dem Ferchenbauer vorüber. Kilian aber trat dem übelbeleumundeten Landstreicher in den Weg und fasste ihn hart an den Handgelenken.

"Was hast denn du da auf unserm Grund z'suchen, Stromer du? Hast mir lei aufgelauert? Schau, dass du weiterkommst, sonst helf i dir auf die Haxen."

Der Steinersepp murrte etwas Unverständliches in das verfilzte Bartgestrüpp und ein heimtückischer Blick streifte aus seinen tiefliegenden Augen den sehnigen Burschen. Aber er wagte Aug in Aug keinen Angriff und zog es darum vor, schleunigst das Weite zu suchen.

Der junge Ferchenbauer schritt heimzu im Gefühle, einer dunklen Gefahr entronnen zu sein. Er grübelte über die rätselhafte Warnung der geheimnisvollen Frauenstimme nach, wer mochte es wohl gewesen sein? Als er daheim anlangte, hatten sie in der Stube gerade das Abendbrot beendet. Der kleine Halterbub sprach eben das Dankgebet. Das Gesinde stand vollzählig beisammen, nur Burgele fehlte.

"Wo bleibt denn die Jungdirn?" fragte Kilian den ihm zunächst stehenden Knecht.

"Die Bäuerin hat ihr künd'."

Kilian meinte nicht recht verstanden zu haben. Unruhig wartete er ab, bis das Gesinde die Stube verlassen hatte. Dann wiederholte er seine Frage in möglichst harmloser Form der Mutter.

"'s Burgele is zur Hirzingerin im vordern Mühlgraben. Die Bäuerin hat eine brave Jungdirn not und da hab i ihr's Burgele überlassen. Dort hat's das Madl g'wiss nit schlechter als bei uns." —

"Warum denn so Hals über Kopf — ausgerechnet zu einer Zeit, wo i nit daheim war? Fortg'schickt habt's das arme Dirndl mir zum Trotz", brach der Bursch heisswild hervor. "Lasst's Euch sag'n, Vater Mutter: Wann's Burgele nit mein Weib werden darf, will i unbeweibt bleiben, mei Lebtaglang, das schwör i, so wahr mir Gott helf!" —

"Lass den gottlosen Schwur", zürnte der Vater. "Bist denn ganz hirnzrütt, ein stummes Madl heiraten!" —

"Schau Bua, sei nit so hitzig", suchte die Mutter den erregten Sohn zu beschwichtigen. "Wir meinen's dir nur gut. Wir hätten nix dagegen, wann du ein armes braves Madl heiratst, wie Burgele ja ist, aber ein Stummerl, das geht halt nit, das musst selber einsehen."

"Nix seh i ein", brauste der Kilian auf und verliess die Stube.

Draussen trieb eben das Halterbübl das Vieh in die Hürde zur Tränke.

"Ist die Jungdirn schon lang fort?" erkundigte sich der junge Ferchner.

"I woass nit. Zur Marende (Vesper) war sie noch da."

Vielleicht konnte er Burgele noch einholen. Möglicherweise hat sich das arme Dirndl irgendwo am Weg hingesetzt und weint. Eilig schritt Kilian den Weg nach dem Mühlgraben hinab.

Mittlerweile war die Dämmerung völlig hereingebrochen. Ueber den Zinken der Eishörner stiegen langsam der volle Mond auf, übergross und rötlich-gelb

wie eine Melonenscheibe. Die Haselnüsse und Sauerdornsträucher am Schluchtrand des Wiesensteges nach dem Mühlgraben standen im Mondschatten geduckt und schwarz wie sprungbereite Ungeheuer. — Dumpf polterte der vom letzten Schmirnerbach drunten im Tobelgrund.

Plötzlich stiess Kilians Fuss gegen einen harten Gegenstand. Es war das Bündel, das Burgele auf dem Wiesensteig gelassen hatte, als sie zum Steg hinabgelaufen war. Der Bursch erkannte das Tüchel, in das das Bündel geknotet war als das Eigentum des geliebten Mädchens und erschrak bis ins Herz hinein. Denn wie kam es dass Burgeles Bündel hier verlassen hart am Steilrand des Wildbaches lag? Verloren konnte es das Dirndl nicht haben, das war bei einem so grossen Pack ausgeschlossen. Wird doch nicht das Dirndl . . .? Er wagte den grässlichen Gedanken nicht zu Ende zu führen.

"Burgele," schrie er, "Burgele!"

Aber es blieb unheimlich still in der Runde. Nur das Echo gab Antwort, das klang wie ein gespenstisches Hohnlachen. Der Vollmond goss sein weisses Licht über die taunassen Wiesen, dass sie wie Geisterseen schimmerten.

Kilian fiel auf die Knie und hob die Hände verzweiflungsvoll zum Nachthimmel empor.

"Lieber Herrgott, i bitt dich, gib, dass es nit wahr ist, dass das Burgele nit in den Bach hinunter gesprungen ist." Freilich mit gesunden Sinnen hat's Dirndl die Todsünd nimmermehr begangen, aber weiss man, ob das stumme Mädchen nicht von Sinnen gekommen ist, wie man's, so mir nichts, dir nichts, wie eine schlechte Person vom Hofe gejagt hat? Wo's doch ihn liebgehabt hat — hat auch ihr Mund nicht reden können, ihre lieben treuen Augen haben's ihm längst verraten.

Kilian ergriff mit zitternder Hand das Bündl und rannte damit in den Hof zurück.

"Vater, Mutter, 's Dirndl ist in Bach einig'sprungen!"



Er warf sich über den Stubentisch und presste die Hände vor's Gesicht. Ein furchtbares Weinen erschütterte die sehnige Gestalt.

Leichenblass standen der Fercher und sein Weib. Das alte Nannele im Stubenwinkel, das auf dem Ferchenhof das Gnadenbrot ass, schlug ganz entsetzt die knöchernen Hände zusammen.

"Unsere liebe Frau, wer hätt das vermeint! Wie mir das arme Kind erbarmt!"

Wie die Ferchenleute noch ganz verstört dahocken, öffnet sich auf einmal die Stubentür und das Burgele steht frischlebendig im Türrahmen.

"Gelobt sei Jesus Christus", grüsst das bis dahin stumme Mädchen.

Reglos, wie versteinert, starren die Ferchenleute auf die Totgeglaubte.

Bis endlich Kilian mit einem Satz zu dem Dirndl hinsprang und vor ihm, keines Wortes mächtig, in die Knie brach. Burgele aber faltete die Hände und blickte voll heisser Dankbarkeit zum Heiligenbilde im Herrgottswinkel.

"Unsere liebe Frau sei bedankt, dass i wieder reden kann. Weisst, Kilian, die Angst um dich hat mir die Sprach wiedergegeben."

Und dann erzählte das Mädchen den ganzen Hergang seiner Heilung.

"Da bist nacher du die geheimnisvolle Warnerin gewesen", meinte Kilian.

"Freilich. Wie ich keine zehn Schritt weit von dir den Steinersepp im Busch mit dem Messer dir auflauern seh, hat mir der Schreck die Sprache wiedergegeben. Und i hab' glei' fest g'schrien, gell? Aber dann bin i dekemmen (in Ohnmacht gefallen)."

"Nachher bist ja die Retterin von mein' Buam," sagte die Ferchenbäuerin und zog das Burgele gerührt an sich.

"Kniet's nieder, all beide, dass wir euch unsern Segen geben," bedeutete der Bauer das junge Paar.

Eine Woche nach Schutzengelsonntag sind dann der Ferchen-Kilian und das Burgele im Kirchlein von St. Jodok zum erstenmal von der Kanzel verkündet worden.

Maria, Feindin der Suende - Freundin der Suender



Es ist Advent, die Zeit der nebelgrauen Tage. Im dunklen Busskleid pilgert die Kirche. Wir hören schluchzende Sehnsuchtsrufe. Pochend bitten sie an den verschlossenen Himmeln.

Ein überirdischer Stern steigt strahlend auf aus dem Dunkel. Es ist das Fest der Unbefleckt Empfangenen. Maria verkündet die nahende Sonne der Gerechtigkeit, den Heiland.

Wieviel Gnadenkräfte die Andacht zur Immakulata der katholischen Christenheit gegeben hat, weiss freilich nur Gott allein. Dass aber mit dem 8. Dezember 1854 ein gewaltiger Aufschwung der Marienverehrung eingesetzt hat, durch welchen das ganze kirchliche Leben gleichsam erneuert wurde, ist eine offenkundige Tatsache.

Die Menschheit seufzte unter der schweren Erbschuld der Sünde. Sie weinte auf dunklen Irrwegen in eigener Sündennot. Plötzlich steigt siegend und verheissend am Himmel der Kirche das Bild jener wunderbar Begnadeten auf, die makellos und unbefleckt, unberührt vom Fluche der Erbsünde auf die Erde stieg.

Wie eine keusche, weisse Lilie blühte Maria inmitten des dunklen Morastes des Sünde. Sie sollte die Mutter dessen werden, der Teufel und Sünde besiegen wollte, der die Menschheit befreien wollte von dem furchtbaren Sündenfluch. Deshalb durfte sie nie, auch nur einen Augenblick, eine Tochter der Sünde, eine Freundin des Satans sein, wie die übrige fluchbeladene Menschheit.

Als Unbefleckte, als Gnadenfürstin steht sie vor uns wie ein leuchtendes Warnungszeichen: Wehe dem Sündenvolke!

Wo Sünde ist, dort wohnt der Teufel, der Erbfeind Gottes und Marias. Maria hasst und muss hassen jede Sünde, denn die Sünde ist die Mörderin ihres göttlichen Sohnes gewesen; die Sünde hat ihr Herz siebenfach durchbohrt. Drum ist und bleibt Maria die Feindin jeder Sünde.

Willst du Maria Freude machen? Meide mit Sorgfalt, was Maria betrübt, was ihr missfällt. Wolltest du Maria lieben und ehren und — lieben zugleich die Sünde noch? Wie könntest du Maria zur Freundin haben, wenn du Freund der Sünde bist? Unmöglich! eher werden sich die Finsternis und das Licht, Feuer und Wasser vertragen. Das Bild der reinen Jungfrau soll in unseren Seelen wieder ein Sehnen lebendig machen, das Sehnen nach Reinheit, auf dass wir die Wege der Sünde verlassen und auf dem Pfade der Marientugend dem kommenden Heiland, der heiligen Weihnacht entgegenschreiten.

Reinheit! das ist für viele, viele Menschen heute ein unbekanntes Land, ein Land, das hinter den schützenden Mauern der Kindheit träumt. Die meisten Menschen haben dieses stille Land vergessen auf dem lauten, bunten Marktplatze des Lebens. Vergessen wir aber nie und nimmer, dass die Unbefleckte uns die Hand zur Freundschaft reichen will, sobald wir nur unsere Schuld einsehen und bereuen. Von Ewigkeit verliess sie noch niemanden, der zu ihr seine Zuflucht nahm.

Maria is die Freundin der Sünder.

Die Unbefleckte kann nicht anders, als den lieben, welchen ihr lieber Sohn geliebt hat bis zum Tode am Kreuze. Maria hat ihre Lust daran, mit den Menschenkindern zu sein (Prov. 8, 31). Sie ist Freundin der Sünder, weil sie den Freund der Sünder geboren hat (Mat. 11, 19).

In deinen Anliegen, in den Versuchungen nimm also deine Zuflucht zur Unbefleckten, da suche Schutz, von da erwarte Hilfe. Gib nicht zu, dass Mariens Ehre in deiner Gegenwart verunglimpft werde. Geschieht es, so erhebe der Sohn sich für die liebe Mutter, für sie tritt in die Schranken, von ihr wehre jeglichen Angriff offener oder verborgener Widersacher ab.

Die Hauptsache ist, dass getreu, dass mit Ausdauer durchgeführt werde, was da für Maria übernommen, wäre es auch nur weniges. Es reicht nicht aus, am 8. Dezember bloss fromme Gefühle zu haben, zu beten und fromme Lieder zu singen. Maria will Taten und Werke sehen. Marianisch muss unser Denken, Wollen, Wünschen und Handeln allzeit sein. Sei, o Unbefleckte, mein Warnungszeichen zurzeit der Versuchung; so du es nicht wirst, bin ich verloren.

Das Jahr 9 vor Christus

Eine historische Skizze

Von J. Erne, Kaplan

Augustus hatte den Frieden gebracht. Diese Ueberzeugung lebte in Rom und im ganzen Reiche, wo immer man sich seines sicheren Glückes freute. Seitdem der Erbe Cäsars seinen Nebenbuhler, Antonius, in Aegypten besiegt hatte, konnte er sich dem Wiederaufbau zuwenden, dass Bürger und Untertanen die todesbangen Jahre der inneren Kämpfe vergässen und im Segen des Friedens Vertrauen erblühe zu Rom und seinem neuen Herrscher, Augustus. Jahrelang hatte dieses Friedenswerk gedauert, jahrelang hielt es ihn fern von Rom. In den Jahren 27 bis 24 bereiste er Gallien und Spanien, 22 bis 19 Griechenland und die östlichen Provinzen. Im Jahre 16 finden wir ihn wieder in Gallien, von wo er gegen Mitte des Jahres 13 nach der Hauptstadt zurückkehrte. Jedesmal bringt er neue Erfolge heim in der Befriedigung des Reiches, die Roms Macht und Herrschaft festigen. So wurden die Tage der Rückkehr zu Festen des Volkes. Ehrliche Dankbarkeit und aufrichtige Freude erwarteten ihn an der Bannmeile Roms und äusserten sich in immer neuen Ehrungen, daneben aber auch in etwas anderem, tieferem: ein religiöses Gefühl regte sich in der Volksseele.

Im Jahre 19 vor Christus war der Altar der heimkehrschenkenden Göttin eingeweiht worden. Sechs Jahre später, nach der dreijährigen Abwesenheit im Westen des Reiches, entging Augustus zwar dem ihm zugedachten feierlichen Empfang, aber er billigte doch die Gelobung eines ähnlichen Heiligtums auf dem Marsfelde. Es soll dem Frieden gelten, den Augustus gebracht. Das Kultbild soll die Pax, den Frieden darstellen, die Schutzgöttin seines friedenbringenden Wirkens und Waltens, im Grunde die Verkörperung seines Genius, seiner Tatkraft, seiner Taten. Dreieinhalb Jahre brauchte es, um das Werk zu vollenden: der 30. Januar des Jahres 9 vor Christus war der Tag der feierlichen Weihe, ein Tag voll Bedeutung für Augustus. Es war für Augustus ein Tag des Triumphes, vielleicht des stolzesten, den er in seinem ehrenreichen Leben gesehen hat. Er hat das Friedenswerk geschaffen nach Jahrzehnten voll Krieg und Blut und Not. Dafür erbaute ihm bewundernde Dankbarkeit den Friedensaltar. Damit war seine Herrschaft gesichert. Dass sie weiterleben würde in seiner Dynastie, dafür schienen die Kaisersöhne Gewähr und Bürgschaft zu sein. So standen seine stärksten Wünsche vor der Erfüllung. Und noch ein anderer Wunsch schien sich zu verwirklichen: das Sehnen nach den überhohen Ehren des hellenistischen Herrscherkults. Augustus liebte den Strahlenschein des Göttlichen. Der Name Augustus—der Erhabene, Verehrungswürdige—, den er im Jahre 27 vor Christus dankbar aus der Hand des Senates annahm, steht an der Schwelle des Menschlichen; er deutet etwas übermenschlich Grosses an, dem göttliche Verehrung gebührt. Klarer redeten die Kaisertempel im Osten, die Kaiseraltäre im Westen des Reiches, die ganze sich anschliessende staatlich geförderte Organisation des Kaiserkults. Sie liess an der Haltung des Augustus keinen Zweifel.

So kann es nicht wundernehmen, dass die Dichter, Geschichtsschreiber und Redner, Land- und Stadtgemeinden und Provinzen wetteiferten, dem Kaiser übermenschliche Ehren zu erweisen. Der Grundton ist überall derselbe: "Frieden bringt er der Welt." Jetzt krönte ihn das Diadem des Friedensfürsten, der Lichtglanz des vergöttlichten Herrschers. Die "Pax Augusta" ist eigentlich Augustus selbst; ihm gelten Festzug und Weihrauch und Opfer. Ein weiterer Titel: "Vater des Vaterlandes" führt in das Jahr 2 vor Christus, das einen letzten Höhepunkt im Leben des Augustus bedeutet, wenigstens nach dessen eigenem Urteil. Er erzählt nämlich in dem Bericht über die Taten und Ehren seines Lebens: "Als ich den dreizehnten Konsulat bekleidete, haben mich Senat und Ritterstand und das ganze Volk Vater des Vaterlandes genannt." Damit schliesst der Selbstbericht; von den folgenden 16 Jahren wusste er nichts Aehnliches zu berichten.

Wir verstehen dieses Schweigen. Schon das Jahr 2 vor Christus zeigt Augustus nicht mehr auf der Sonnenhöhe des Glückes. Die Ehrung, die ihm das Volk als seinem Vater am 5. Februar darbrachte, ist wie eine nachflutende Welle, die ihn noch einmal emporhob über all die andern Sterblichen. Für einen Augenblick konnte er vergessen, dass er ein Mensch war wie sie. Aber wenn er dann aus dem Senat in sein Haus zurückkehrte, dann wurde er inne, dass er den Höhepunkt des Lebens und des Glückes überschritten habe. Wo waren die, die an den Schauseiten des

Friedensaltares abgebildet waren? War nicht der grosse Tag wie ein Wendepunkt seines Schicksals gewesen? Noch im gleichen Jahre stirbt Drusus, sein Liebling und der Abgott des Volkes, mitten auf siegreicher Heerfahrt, in den Wäldern Germaniens, an den Folgen eines tödlichen Sturzes. Drei Jahre darauf verlässt ihn Tiberius zu freiwilliger Verbannung auf der Insel Rhodos. Kein Bitten des Kaisers kann ihn zurückhalten, nicht der Hinweis auf die Not des Reiches, das in ihm den letzten grossen Feldherrn aus dem Kaiserhaus verliert. Kaum hat Tiberius Rom verlassen, da bricht die Schande über sein Haus herein. Julia, sein einziges Kind, muss er verstossen und verbannen; er hat sie nie wieder gesehen. Noch waren ihm die Erben des Thrones, Caius und Lucius, die Söhne Julias and Agrippas, seine ganze Hoffnung, die Sorge seines Alters. Ein "hartes Schicksal" entreisst sie ihm. Lucius, der Jüngere, stirbt im Jahre 2 n. Chr. in Marseille; Caius erliegt auf seinem ersten Feldzug im Osten des Reiches einer tückischen Wunde, im Jahre 4 n. Chr. So wurde es einsam um den alternden Kaiser. Wollte er sein Werk erhalten und seine Dynastie sichern, dann musste er Tiberius, seinen Stiefsohn, adoptieren und ihm so die Nachfolge zuwenden, dem Claudier, der ihm zeitlebens seelenfremd gewesen war und auch nach der Versöhnung nicht näher kam. Das ist die Tragik im Leben des "glücklichen" Augustus gewesen.

* * *

Im gleichen Jahre 9 v. Chr., da in Rom die religiös gestimmte Weihe des Friedensaltares gefeiert wurde, sah Palästina eine ähnliche glänzende Feier, die nicht ohne Beziehung war zu Augustus und zum Kaiserkult: die prachtvolle Einweihung der neuerbauten Stadt Cäsarea am Meere. Zwölf Jahre hatten die Arbeiten beansprucht, um die grosszügigen Pläne des Königs Herodes zur Ausführung zu bringen, einen Hafen zu schaffen, der mit seinen weithinausreichenden Molen den Schiffen sichern Schutz gewähre, und eine Stadt, die als Stapel- und Umschlageplatz ein Mittelpunkt des Handelsverkehrs würde. Seine Gründung erwies sich als lebenskräftig. Nach der Entthronung des Archelaus im Jahre 6 n. Chr., seitdem römische Prokuratoren die Provinz verwalteten, war Cäsarea ihre Residenz, das Königsschloss ihr Palast. Zwei aus diesen Statthaltern nennt die Apostelgeschichte: Felix (23, 24 ff.) und Festus (24, 27 ff.), vor denen sich Paulus zu verantworten hatte; vor Pontius Pilatus stand unser Herr als Gefangener. Auf einer Erhebung lag der marmorglänzende Tempel der Roma und des Augustus, eine Huldigung an den Kaiser, dessen Namen die neue Stadt trug. Augustus zeigte sich erkenntlich durch Uebersendung grosser Spenden zur Feier der Einweihung—es war wohl der letzte Hulderweis, den sich die Römertreue des Herodes verdient hatte.

Kurz darauf traf ihn die schwerste Ungnade. Der Kaiser liess es ihm nicht hingehen, dass er im Streite mit den Nabatäern durch sein Vorangehen



ADVENTSWORTE AUS DER HL. SCHRIFT

Die Klage des Gerechten über die Sünden seines Volkes:

"Meine Augen zerfliessen in Tränen
Bei Tag und bei Nacht
Und dürfen nicht ruhen vor Weinen
Ob der grossen Zerschmetterung.
Zerschmettert ward die Jungfrau, mein Volk,
Mit unheilbarer Wunde." (Jer. 14.)

"Mein Schmerz ist unheilbar. Doch sag ich:
Fürwahr, mein Schmerz ist's,
Ich muss ihn tragen." (Jer. 10.)

"Blickt weg von mir,
Lasst mich bitterlich weinen!
Müht euch nicht, mich zu trösten
Ob des Unterganges meines Volkes." (Jer. 22)

Es freute den Gerechten nicht der Wohlstand seines Volkes, denn er wurde zur Sünde missbraucht:

"Ein Weiser rühme sich nicht seiner Weisheit,
Ein Starker rühme sich nicht seiner Stärke,
Ein Reicher rühme sich nicht seines Reichtums!
Wer sich rühmen will, der rühme sich des,
fromm zu sein." (Jer. 9.)

Die Klage Gottes über sein Ihm untreu gewordenes Volk:

"Ich habe sie geweidet in der Wüste,
Im Lande der versengenden Glut.
Wie sie weideten, wurden sie satt,
Waren sie satt, erhob sich ihr Herz." (Hos. 13.)

"Ich nahm das Volk auf meine Arme,
Doch merkten sie nicht, dass ich sie trug,
Sie heilte vor ihrer Krankheit,
Mit menschlichen Banden sie zog,
Mit Seilen der Liebe." (Hos. 11.)

"Söhne hab ich grossgezogen und emporgebracht.
Doch sie—untreu wurden sie Mir!" (Jes. 1.)

Gott klagt weiter:

"Entsetzt euch, ihr Himmel, darob!
Schaudert und starret sehr! ...
Mich haben sie verlassen,
Den Quell des lebendigen Wassers." (Jer. 2.)
Ich hatte dich gepflanzt als Edelrebe,
Lauter echten Samen. Wie bist du verwandelt
Zur faulen, zur wilden Rebe." (Jer. 2.)

die Kriegsgefahr für die Grenzbezirke des Reiches heraufbeschworen hatte. Das früher freundschaftliche Verhältnis ist auch nach der offiziellen Versöhnung nicht wiedergekehrt. Schwer trug

Und Gott droht:

"Verkriecht euch in Erdhöhlen und in Felsenklüfte
Vor dem Schrecken Gottes,
Vor dem Glanze Seiner Majestät." (Jer. 2.)

Dann spricht Gott zum Gerechten:

"Ich mache Meine Worte in deinem Munde zu Feuer
Und dieses Volk zu Brennholz,
damit es sie fresse." (Jer. 5.)

Aber:

"Wenn ich zum Gottlosen sage: Du musst sterben!
Und du verwarnst ihn nicht,
Und du sagst nichts,
Um den Gottlosen vor seinem gottlosen Weg zu warnen,
Um ihn am Leben zu erhalten,
So wird er, der Gottlose, durch seine Schuld sterben,
Aber sein Blut werde ich von deiner Hand fordern." (Ezech. 3.)

Und es spricht die erbarmende Liebe Gottes:

"Gott tröstet Sein Volk
Und erbarmt sich Seiner Elenden."
"Vergisst ein Weib ihres Säuglinges,
Erbarmt sich nicht der Frucht ihres Leibes?
Und wenn auch solche vergessen können,
So vergesse ich dich doch nicht." (Jes. 49.)

Und hinweisend auf das kommende Heil der heiligen Weihnacht ruft Gott noch einmal:

"Wendet euch zu mir und lasst euch retten,
Alle Enden der Erde.
Mir müssen sich beugen alle Knie,
Mir zuschwören alle Zungen." (Jes. 45, 22.)

Und es jubelt der Gerechte, durch dunkle Adventsnächte das Licht der erbarmenden Erlösung sehend:

"Gottes Ruhm werde gesungen
Bis an die Grenzen der Erde!
Dass alle Meere davon brausen!
Dass jubeln die Inseln alle und ihre Bewohner,
Die Wüsten und Steppen und die Gipfel der Berge!" (Jes. 42.)

"Der den Donner bildet und den Wind schafft,
Der das Morgenrot und das Dunkel macht,
Der da leuchten lässt die Höhen der Erde:
Jahve, Gott der Heerscharen ist Sein Name."
(Amos.)

Der die Erde hält und vor dem zittert die Schöpfung,
Der Liebe gibt für Sünde, und grosses Erbarmen,
Der den Verlorenen aufnimmt,
Und nicht verstosst den armen,
In Sünde und Jammer verknechteten Mensch:
Jahve, Gott der Heerscharen ist Sein Name.

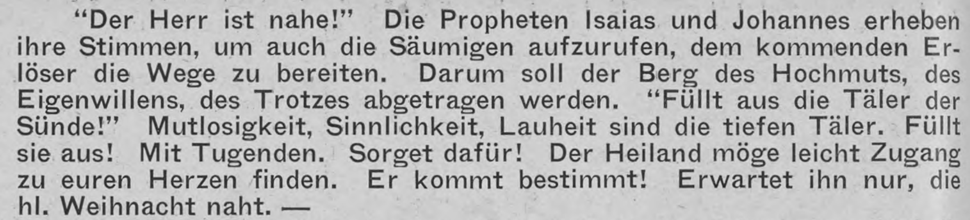
Herodes an diesem Verhalten des Kaisers, von dessen Willen seine Stellung und Macht völlig abhingen, um so schwerer, da Hass, Furcht und Misstrauen auch sein Familienleben vergifteten.

Seit dem Jahre 15-14 v. Chr., da Herodes auf der Höhe seiner Erfolge Agrippa, den Gehilfen und Freund und Schwiegersohn des Augustus begleiten durfte, war der stille Kampf an seinem Hofe entbrannt. Er richtete sich gegen die Thronerben Alexander und Aristobul, die Söhne des Herodes aus der Ehe mit Mariamne, der Hasmonäerfürstin. Die heranwachsenden Jünglinge mochten das Unrecht empfinden, das Herodes im Jahre 29 ihrer Mutter angetan, da er sie in einem Anfall wilder Eifersucht hinrichten liess. Zwischenträger hinterbrachten achtlos hingeworfene Worte. Antipatros, des Königs ältester Sohn, aus der Ehe mit der von ihm verstossenen Doris, schürte das Misstrauen des Vaters. Herodes glaubte sich an Macht und Leben bedroht. Im Jahre 12 erschien er mit den beiden Prinzen vor Augustus in Aquileia, um ihm seine Klagen gegen sie vorzubringen. Die kluge Mässigung des Kaisers brachte zwar eine Versöhnung zustande; aber da die treibenden Kräfte am Werke blieben, wuchs nach der Heimkehr die Entfremdung nur noch mehr. Auch die Vermittlung des Archelaus, des Schwiegervaters des Alexander, brachte keine dauernde Besserung der Beziehungen zwischen Vater und Söhnen. Sein Besuch mag in das Jahr 9 v. Chr. fallen. Seitdem wurden die Verhältnisse am Königshof in Jerusalem unleidlich. Misstrauen und Ueberwachung, Erbitterung und Unvorsichtigkeit halfen sich gegenseitig zum Verderben der Königssöhne. Erfolterte Geständnisse mussten das Anklagematerial abgeben. Herodes schien von der Wahrheit der Beschuldigungen überzeugt. Abermals wandte er sich an Augustus; es war die Gesandtschaft, die ihm des Augustus Wohlwollen wiederbringen sollte. Sein gewandter Unterhändler, Nikolaus von Damaskus, brachte günstigen Bescheid heim: Herodes dürfe gegen seine Söhne gerichtlich vorgehen. So wurde die Milde des Augustus gegen den Vater zum Todesurteil für die Söhne. In Sebaste, dem alten Samaria, wurde es vollstreckt, im Jahre 7 v. Chr. Aber damit waren die bösen Geister des Herodianischen Hauses, Zwietracht und Herrschsucht und Misstrauen, nicht gebannt. Antipatros plante jetzt gegen den Vater, wessen er die Halbbrüder, wohl zu Unrecht, beschuldigt hatte. Nur die Geschwistertreue Salome's, verbunden mit Wachsamkeit und heuchlerischer Freundlichkeit gegen den Hochverräter, vereitelte den Mordversuch. Fünf Tage vor seinem Tode gab Herodes, schon sterbenskrank, den Befehl zur Hinrichtung des Antipatros. Das war März/April des Jahres 4 vor Christus.

Vor der düsteren Tragik dieser grossangelegten Verbrechen und ihrer entsetzlichen Sühne verschwindet die in die letzten Lebensjahre des Königs fallende messianische Bewegung, von der uns Josephus kurz berichtet. Pharisäer hatten das Gerücht verbreitet, Herodes und sein Haus würden aussterben, ein König werde erstehen, dem alles unterworfen sein werde. Herodes liess blutige Strenge walten; dumpfer Schrecken mag da-



Die hl. Weihnacht naht



"Der Herr ist nahe!" Die Propheten Isaias und Johannes erheben ihre Stimmen, um auch die Säumigen aufzurufen, dem kommenden Erlöser die Wege zu bereiten. Darum soll der Berg des Hochmuts, des Eigenwillens, des Trotzes abgetragen werden. "Füllt aus die Täler der Sünde!" Mutlosigkeit, Sinnlichkeit, Lauheit sind die tiefen Täler. Füllt sie aus! Mit Tugenden. Sorget dafür! Der Heiland möge leicht Zugang zu euren Herzen finden. Er kommt bestimmt! Erwartet ihn nur, die hl. Weihnacht naht. —

In unsere Adventserwartung hinein klingt der Schrei unserer irdischen Not: Wir warten schon so lange auf dich, o Herr! Wir haben schon so viel gebetet, aber die Not, die Gottlosigkeit, die Bedrängnis und die Versuchungen werden immer grösser! —

Gott allein weiss, warum er noch wartet. Vielleicht müssen wir dadurch geläutert und bewahrt werden vor dem gänzlichen Versinken in Genussucht, Gottvergessenheit und Hader. ..Etwas Grosses hat sicherlich Gott mit uns vor, weil er uns so leiden lässt.

Darum wollen wir tapfer bleiben. Nicht klagen. Und auch ihr alle, ihr Bedrängten alle, haltet aus. Wenn diese Jahre der Not sogar das ganze Leben umstellen sollten, wenn sie uns aber vom Irdischen zum Ewigen führen, vom Selbstbewusstsein zum Gottvertrauen, von Genusssucht zur Anspruchslosigkeit, dann sind sie nicht zu lang und nicht umsonst gewesen, ja, dann waren sie sogar ein Glück. —

Aber das können wir nur vom Standpunkt der Ewigkeit aus verstehen. Wenn mein eigentliches Leben mit dem Tode erst anfängt, wenn erst in der Ewigkeit meine ganze Persönlichkeit zur Entfaltung kommen wird, wenn erst dann Gottes Absichten sich ganz erfüllen, o, dann weiss ich auch, warum das irdische Leben schwere Tage bringen muss. Sie sind das Gegengewicht gegen den übermächtigen Reiz der Weltgüter und der Kaufpreis für die Ewigkeit.

Das ist unser Programm für die Adventszeit. Wenn wir es in die Tat umsetzten, würde uns in unserem Herzen eine neue Welt geschaffen, die über der rauhen Wirklichkeit liegt, eine heilige Welt des Friedens und der Freude. In diese Welt fliehen wir; sie gibt uns Kraft, die harte Gegenwart zu ertragen.

Der Herr ist ja nahe. Mitten unter uns steht der, den wir erwarten, der helfen kann und helfen will. Durch Gebet, Geduld und Vertrauen wollen wir sein Kommen beschleunigen.

---

mals in Jerusalem geherrscht haben. Zeitlich nicht allzuweit von diesem Strafgericht, das etwa ins Jahr 6 v. Chr. fällt, liegt das Ereignis, das Matthäus berichtet: die Ankunft der Magier und ihre Frage in Jerusalem. Ihr Erscheinen musste die Erinnerung an die messianische Bewegung und ihre Unterdrückung wecken. So begreift man die Verwirrung des Herodes und der Stadt Jerusalem, von der der Evangelist spricht. Dass sie nicht grundlos war, beweist der Kindermord in Bethlehem. — Matthäus weist die Beziehung auf, in die der Messias zum Fremdkönig der Juden trat; Herodes zwingt ihn, im Dunkel der Verbannung sich der Verfolgung zu entziehen. Lukas geht weiter; er stellt die Geburt des Herrn in den grossen reichsgeschichtlichen und weltgeschichtlichen Zusammenhang. Ein Befehl des Augustus veranlasst die Reise Josephs und Marias nach Bethlehem und die Geburt Jesu Christi in der Davidsstadt. Der Zensus, die "Beschreibung", fand statt unter Quirinius, dem Legaten Syriens (Lukas 2, 1 f.).

Als Jesus Christus in Bethlehem in Juda geboren wurde, hatten Augustus und Herodes ihre Mission erfüllt. Augustus hatte den Frieden gebracht, Ruhe im Innern, ein erträgliches Verhältnis zu den Nachbarn im Osten, den Parthern. Aber das religiöse Sehnen der Zeit hat er nicht gestillt. Seiner Religionspolitik ist ein Erfolg nicht beschieden gewesen. Herodes' hartes Regiment, das zumal in dessen letzten Lebensjahren schwer auf Israel lastete, weckte und belebte die messianische Erwartung. Die Zeit war erfüllt. Magier aus dem Morgenland werfen die Frage ins Volk, vor der Jerusalem erbebt. Hirten in Bethlehem, priesterliche Familien in der Stadt im Gebirge Juda, fromme Beter im Tempel, geben die frohe Kunde weiter, dass der Messias geboren sei. Aus ihren Kreisen kommt der Bussprediger, der am Jordan tauft. "Das Gottesreich ist nahe." Dann erscheint der Messias selbst. Ueber seinen Toren stehen Seligkeiten; denn es ist erschienen "die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes, unseres Erlösers" (Tit. 3, 4).



VOM Schusterseppel

Liebe Leit.

Vonwege weil mir im Advent sein tun, muss ich eich verzähle, wie dass ich ein Jahr zurieck, grad uf'n Advent is es gewest, fiess in troubles komme bin. Sollermal, uf ein Samstag is es gewest, is der Mike Berner zu mir komme und hot g'sogt: "Seppel", hot er g'sogt, "wollt ihr's mitkomme uf Regina? Mein Weib und meine Madel hen im Sinn, ihr Christmas-shopping zu mache. Und vonwege weil mir plenty room hen in unsre car, aus soller Ursach könnt's ihr und eier Weib mitkomme. Mir werde plenty exitment hobe, solles kann ich eich verrote", hot er noch leise zugebe und hot mit seine Hand ein Zeiche gebe, was unner uns Mannsleit heisse tut: Es werd eine chance zu für das Trinke gebe.

"Mike", hob ich druf geantwort, "uf das exitment tu ich nix net gebe. Ober dass ihr mich und meine Pauline, was mein Weib sein tut, mitnehme wollt uf Regina, solles tu ich von Herzen danke. Mir hen eheschon mit der Pauline gesproche, wie desch mir in die town fohre miesse. Um was welle Zeit tut's ihr fohre?"

"In about eine Stunde werd's ihr fertig sein miesse. Ich komm doher mit meine car und werd eich uffpicke", hot der Mike g'sogt und is gange.

Ich bin gleich h'nieber in die kitchen zur Pauline und hob ihr verzählt, wie dass mir uf Regina fohre. Die Pauline uf korse is gleich exited worde:

"Geh, tu dich fertig moche, Seppel", hot sie g'sogt. "Tu den guden suit anziehe, und dein Hemd musst du changen. Und geh, desch mir net uf dich worte miesse."

Ich bin aus der kitchen h'naus und upstairs, um nach meinen suit zu schauen. Wie ich die Hose von sollen suit schon ang'hat hob, da hob ich uf mein Hemd g'schaut, was welles Hemd die Pauline mich hat zwei Taeg zurieck changen gemocht. "Desch is noch gut und gornet schmutzig net", hob ich mir gedenkt, hob mein Hemd net gechanged, ober hob gleich den suit angeton, und bin h'nunner zur Pauline. Wie ich h'nunnerkomme wor, is auch grad der Mike h'neinkomme. Meine Pauline is schon uffgedressed gewest. Bevor dass mir aber zur Tür hinaus sein, hot sie gut uf mich g'schaut, und do, liebe Leser, hot's was gebe!

"Hob ich dir net g'sogt, du sollst dein Hemd changen? Hoscht kein Schand net, mit solles Hemd unner die Leit zu gehe? Ich tu in keine car net h'nein gehe, bevor dass du net ein anres Hemd antust." Und mit solle Worte hot sie sich uf ein Stuhl hing'huckt, hot mich ang'schaut mit ein ganz strenges G'sicht, und ich, liebe Leit, bin gleich h'nuf, upstairs in mein room, für um das Hemd zu change.

Der Mike is mir nachkomme, is in mein room h'nein. hot leise die Tür zug'mocht und is uf mich zu. "Do, Seppel", hot er leise g'sogt und hot eine grosse boddle aus'm Sack gezoge, "do, trinke mir eins. eh dass meine Alte und eire Alte uns sehe." Ich hob grod net gefiehlt für uf das Trinke. Ober vonwege weil ich mich uf den Anstand auskenne tu. aus soller Ursach hob ich die boddle g'nomme und hob ein Schluck g'mocht. Der Schluck wor ober noch net h'nunner, da, liebe Leit, is mir grad die Luft ausgange und in meine Augen sein die Tränen komme.

"Desch is ein Home-Gebrewter", hob ich gerufe, wie mir die Luft zurieckkomme is. "Mike, sollen kann ich net vertroge. Ich bin keiner von die Feuerfresser, was uf der exebition sein." Der Mike ober hot gelacht. hot drei bis vier grosse Schluck g'nomme, und dann sein mir h'nunner zu die Weibsleit. Die Pauline hot gut uf mein frisches Hemd geschaut, und dann sein mir in die car, die Weibsleit hinnen, und mir Mannsleit vorn, und sein los uf Regina. Unnerwegs hot mich der Mike noch ein poormol angesproche,

wie dass ich aus seiner boddle trinke soll. Ich ober hob nix net mehr angenomme und hob fiess Aengste g'hat, wie dass unser trip ausgehen werd, vonwege weil der Mike alle paar Meilen aus der boddle getrunke hot. Ich hob g'sehe, wie dass der Mike b'soffe sein werd, eh dass mir uf Regina komme, und hob immer wieder g'sogt: "Mike, jetzten aber langts."

Wir mir in die Stadt h'neinkomme wore, da sein mir die Aengste ober gut komme. Der Mike hot die car vonwege das viele Trinke und vonwege die grosse traffic net gut zu händle verstanne. Ich hob ihn gleich about zehn block vom Army Navy store stoppe g'mocht. Die Weibsleit sein gleich h'naus aus der car, mir sein auch h'naus, und dann sein mir los, in die stores.

Wie der Mike und ich so eine oder zwei Stunde immer hinner die Weiber her gewest sein, von einen store zum anren, da hot der Mike ieber mich gesproche, ganz leis, so dass die Weibsleit ihn net höre:

"Seppel", hot er gesproche, "lasst die Weibsleit allein, und mir gehe auch allein. Ich will nämlich ein Bier trinke."

"Nix net vom Bier trinke", hob ich zurieckgebe, "mir bleibe mit die Weiber."

Do hot der Mike mich angeschaut und hot nochmal leise g'sogt: "Seppel, das Biertrinke tut mich net bodre. Ich will ober für meine Alte und für meine zwei Madel ein surprise für die Weihnacht kaufe. Kommt's mit und helft's mir was auspicke."

Desch wor keine schlechte idea net. Desch werd mir eine chance gebe, auch für meine Pauline ein present zu kaufe, hob ich mir gedenkt, und hob dem Mike zug'sogt. Mir hen uns dann mit die Weibsleit besproche, wie dass mir uns um sieben Uhr an der car miete wolle, und dann sein der Mike und ich los.

"Was wollt's ihr denn kaufe?" hob ich den Mike gefrogt. Der Mike ober hot g'sogt: "Eine Minute, Seppel", und is in ein Haus h'nein. Zwei Minute hob ich worte miesse, da is er wieder zurieckkomme. An seine Augen ober hob ich erkennt, wie dass er wieder eimol aus seiner Flasche getrunke hot.

"Jetzten kommt's Seppel", hot der Mike mich angesproche, und is mit mir h'nein in ein store, was so fein gewest is, dass ich mir gleich gedenkt hob: "Soller store is net für die Farmer. Der tut für die big shuts sein."

Wie mir in den store reinkomme wore, und wie ich mich ein bissel umg'schaut hob, da wollt ich ober gleich wieder h'naus. Nix net wie Weibszeig war do gewest. Ich hob mich grad geschämt, die Auge uffzumoche. Schnell hob ich mich umgedreht und wollt h'naus, da is ober auch schon eine von die store ladies uf mich und uf den Mike zu, hot uns einen smile gebe, dass dem Mike grad d'e Auge iebergange sein, und hot g'frogt, was dass mir kaufe möchte.

Der Mike, was immer der schlauste von alle Männer von der Welt is, wenn es b'soffe is, hot ein G'sicht wie ein Gentleman g'mocht, is uf einen Tisch zu, hot was in seine Hand g'nomme — was es gewest is, sell weiss ich net, vonwege weil ich mich noch immer geschämt hob, uf das Weibszeig zu schaue — der Mike also hot was in seine Hand g'nomme und hot g'sogt:

"Tut's mir drei von solle blouses einpacke. Ich zohl cash. Tut's reduction gebe für cash?"

Da hob ich das Madel aus'm store zum Mike spreche höre, wie desch das, was er in seine Hand holte tut, keine blouses net sein. Was es gewest is, liebe Leser, tut ich eich noch eimol soge: Ich weiss net, was es gewest is. Anyway, blouses sein es net gewest. Die junge lady vom store hot uns an einen anren Tisch genomme, und do hob ich meine Augen uffholte könne, vonwege weil dorten nix anres net gewest is als blouses. Der Mike und ich hen uns auch gleich dran und hen uns blouses ausgepickt. Und wie mir am auspicke wore, da uf eimol fragt uns die junge lady:

"Was welle size tut's ihr denn breiche, Gentlemen?"

Der Mike, was sich wieder eimol für smart geholte hot, is gleich angefange mit das explaine. Zuerscht hot er von sein Weib gesproche, wie gross und wie dick dass sie sein tut, und dann hot er von seine zwei Madel geredet. Ich hob unnerdessen fiess schnell ieberdenkt, wie dass ich die size explaine soll. Und ich muss eich soge, liebe Leser, desch ich mich wieder eimol geschämt hob. Die junge lady vom store is ober sehr gut gewest mit mir. Ich denk, die hot gleich g'sehe, wie dass ich ein anständiger Mann sein tu, was uf Ordnung und uf eine gude politness was holte tut. Mit ein paar Froge hot sie mir eine blouse ausgepickt, hot mich g'sogt, wie dass solle blouse grad gut sein werd fier mein Weib, hot die blouse verpackt, das Geld g'nomme, und dann sein mir mit dem Mike h'naus.

Wie mir uf der street gewest sein, hob ich dem Mike gleich explained: "Mike", hob ich g'sogt, "mit eich tu ich kein shopping mehr moche. Solles werd mir net mehr vorkomme, dass ich mit mein eignes Geld in ein store h'neingeh und nochher net eimol die Auge net uffmoche kann, vonwege weil ein Mann in sollen store net h'neing'hert."

Der Mike ober hot nix net getan als g'lacht und hot nochher g'sogt, wie dass er mit sein shopping noch net fertig sein tut. Vonwege weil ich ober nix net mehr zu schaffe hobe wolle mit sollen shopping, aus soller Ursach is der Mike sein Weg gange und ich mein Weg.

Um exactly sieben Uhr bin ich bei der car gewest, den Mike und die Weiber zu miete. Von die Weiber und vom Mike is ober six net zu sehe gewest. Eine Stunde hob ich worte miesse, bis dass die Weiber ankomme sein. Alle hen sie grosse parcels getroge, sein sie exited gewest und auch nervous. Ich hob gleich genoticed, dass dem Mike seine uf ihre Madel wietieg gewest is, und ich hob mir gedenkt, wie dass die ganz bestimmt net iebereinkomme sein beim shopping.

Anyway, die Weibsleit sein do gewest und hen gleich noch dem Mike gefrogt, was weller Mike verschwunne war. Dem Mike Seine hot da ober losgelegt, solles kann ich eich soge, liebe Leit. Eine ganze Stund hen mir in der car gehuckt, hen uf den Mike gewotscht, und hen uns das Schiempfe von dem Mike Seine anhöre müsse. Un neun Uhr is der Mike ankomme, mit seine parcels und mit sein Hut ganz hinnen uf'm Kopf.

"Im beerparlor hast g'huckt, du Ludriger", hot sein Weib gleich uf ihn gerufe, und hot noch eine ganze Litanei von wietige Wörter zugebe.

"Sei still, Alte", hot der Mike g'sogt, "ein surprise hob ich kauft für uf die Weihnocht. Ein surprise, dir eins und für die Madel eins. Jetzt tust net gut, mich ieberschiempfe."

Dem Mike Seine hat noch weiter geschiempft, der Mike ober is in die car h'nein, und los. Und wie er los is, da hot er wohl gedenkt, er tut uf der Farm sein. Grad ieber die streetcar line is er h'nieber, und er wor noch net h'nieber, da hot uns auch schon einer von die police gestoppt. Alle unsre Nome hot er uffgeschriebe, hot fiess ieber den Mike geschiempft, und dann sein mir noch eimol los. Jetzten hot ober net nur dem Mike Seine geschiempft, seine Madel hen auch ihr Goschen uf und sein ieber ihren Voter her. Auch meine Pauline hat ein paar Wort zugebe, und ich wor still. Nix net hob ich g'sogt. Hob nur uf den Mike geschaut, wie dass der fohre tut. Hin und h'nieber is er mit der car, und alle paar Minute hen die Weibsleit ein Quitscher gebe, vonwege weil sie gedenkt hen, jetzten tut er in eine anre car h'neinfohre. Mir sein ober gut aus der Stadt h'nauskomme und uf den highway.

"Wenn mir uf die country road komme, tut's eich hinnen hin hucke und ich tu fohre," hat da uf eimol die Margaret, dem Mike seine Aelteschte gesproche.

"Niemand net werd fohre als nur ich", hot der Mike zurieckg'rufe, und is weiter. Dem Mike Seine ober is gleich dazwischen: "Hast g'hert, was die Margaret g'sogt hot? Uf der country road werd sie die car drive. Ich werd mit keinen net fohre, was net mehr wiesse tut, was er in seine Hände hot.

Da hot der Mike zurieckgerufe, wie dass er der boss sein tut und wie dass er fohre werd, und is in die country road h'nein. Mit grosses Schiempfe uf die Weiber is er die road entlang gefohre, und ich, liebe Leit, ich hob auch die opinion g'hat, wie desch mir besser abwäre, wenn die Margaret fohre tät. Dem Mike is nämlich arg viel von sein homebrew und von das Bier in den Kopf gange, und ich hob g'sehe, wie dass er sich gornet mehr hot ausgekennt, wie breit dass die road sein tut. Fünf Minute sein mir gefohre, liebe Leit, nix net länger als fünf Minute, da sein mir auch schon mit der car in der ditch gewest. Hen da die Weibsleit geschriee und geschiempft! Alle sein mir h'naus aus der car und hen nochgeschaut, wie ob mir die car net aus der ditch raushole könne. Mir hen ober nix net tun könne. Unsre parcels hen mir nehme müsse, und sein dann drei Meilen gelaufe, bis nach Haus. Die car hot der Mike am anren Tag mit seine Pferde aus der ditch raus und heimgebracht.

Solles is mir ein Johr zurieck beim Christmas shopping vorkomme. Dieses Jahr werd ich mit der Pauline den train nehme. Und da werd's kein surprise parcel net gebe. Ich werd die Pauline selbst auspicke lasse, was sie von mir hobe will. Ober ein present werd sie von mir bekomme. Solles tu ich auch zu eich soge, liebe Leit: Seit's careful mit dem Christmas shopping. Tut's net exited werde, tut's kein Geld für unnietzige Sachen spende, tut's net trinke, und tut's immer mit Liebe eure preparation für uf die Weihnocht mache. Nachher werd's ihr auch eine schöne Weihnacht hobe.

Mit solles griesst eich

Der Schusterseppel.

Die hl. Adelheid, Kaiserin

16. Dezember

Adelheid war die Tochter des Königs Rudolph des II. von Burgund und seiner Gemahlin Berta, Tochter des Herzogs Konrad von Schwaben. Schon mit 16 Jahren wurde sie (949) mit dem Könige Lothar II. von Italian vermählt. Nach dreijähriger glücklicher Ehe starb ihr Gemahl. Herzog Berengar bemächtigte sich der Regierung und wollte seinen Sohn mit der Königin-Witwe vermählen. Auf ihre Weigerung hin wurde sie gefangen gesetzt und übel behandelt. Ein Mönch verhalf ihr zur Flucht. Nun kam ihr der deutsche Kaiser Otto I. zu Hilfe, befreite sie und nahm sie ihrer vortrefflichen Eigenschaften wegen zur Gemahlin. Nach seinem Tode verwaltete Adelheid mit ihrem Sohne Kaiser Otto II. das Reich zum Segen aller Untertanen, von denen sie ihrer Güte, Weisheit und Gerechtigkeit willen verehrt und geliebt wurde. Sie erbaute Kirchen und Klöster. Trotzdem musste die hl. Frau eine arge Verleumdung und sogar die Verbannung ertragen. Allmählich zog sich die Heilige von der Welt zurück und starb zu Selz bei Strassburg, wo sie ein Benediktiner Kloster gegründet hatte, am 16. Dezember 999 im 68. Lebensjahre. Ihr Grab wurde durch Wunder verherrlicht.



Indianer-Leben

Vom Reiseonkel

(Fortsetzung)

Neben vielen ähnlichen Tugenden ist die Haupttugend beim Indianer die Gemütlichkeit. Das sieht man schon am Indianerpater: ein lebendiges Heilmittel gegen alle Nervenleiden. Nur dass man seine "Gemütlichkeit" auch auf Englisch übersetzen kann (es gibt ja kein englisches Wort für "Gemütlichkeit")—und das ist "kindness", das schönste Wort der englischen Sprache, sonst wenig bekannt. Aber die "Gemütlichkeit" bei den Indianern ist die alte wohlbekannte Art, die wohnt so zwischen Schlendrian und Sorglosigkeit, in derselben Strasse. Da erinnert man sich an die berühmte Predigt unseres verstorbenen Paters Kalmes. Er las in einer Indianerkirche das Evangelium vor über die Vögel und Lilien, und wie man sich nicht sorgen solle um den nächsten Tag. Dann schloss er das Buch, setzte sich und sprach: "Wenn der Herrgott Euch Indianer gekannt hätte, hätte er dies Evangelium niemals erzählt."

Also sorglos hinaus zu den Sorglosen. Auf der nächsten Station der "verrückten Eisenbahn" steigt man ab. Drei Meilen im Indianer-"Buggy" durch Dreck und Wasser; dann: Dort ist das Indianerdorf. Der Reiseonkel schaut: Aber das sind doch alles Mooshütten? Nein, es ist echtes Holz vom vorigen Jahrhundert, nur im Laufe der Zeit und vom Regen verwittert und vermoost. Und weil die Eltern es so überlassen haben, haben die Nachkommen auch nichts dran getan. Es lebt sich ja noch gut drinnen. Das Kirchlein erst. Es war einmal von einem Indianerkünstler gebaut, mit allerlei Schnörkeln und Verzierungen, aber so alt und verwittert, dass man gleich an das Kuchenhäuschen von Hänsel und Gretel denken muss. Neubauen oder Reparieren—daran denkt der gemütliche Indianer nicht: es hält ja noch, und es betet sich grad so gut drin. Nur keine Eile. Auch im Beten nicht. Da müssen wir "gebildeten", 25 - Minuten-Sonntag-Messe-Katholiken uns auch "innerlich umstellen" (wie man in Europa sagte vor einigen Jahren), wenn wir das Indianer-Beten verstehen wollen. Wenn der Indianer-Pater ankommt (so jeden Monat oder zwei), dann beginnt der grosse "Pow-wow" der Indianer beim Herrgott, drei, vier Tage lang, auch eine Woche, oder zwei, solange eben der Pater Zeit hat. Wie der Pater ankommt, läuten die Glocken. Alles kommt in die Kirche zum "Abendsang". Ich sage "Abendsang" oder "Morgensang", denn der Indianer spricht sein Gebet nicht, sondern singt es. Da haben die alten französischen Missionare eine ganze "Indianer-Liturgie" ausgearbeitet, und das ganze Volk singt zusammen, Männer, Frauen und Kinder, auf Indianisch natürlich. Es greift einen ganz feierlich, wenn man so stundenlang diese Gesänge hört: Morgengebet, Vorbereitung auf Beichte und Messe, Rosenkranz, (dauert eine Stunde), Kreuzweg(ebenso), Nachtgebet (ebenso), alles so einfach und gemütlich, dass man fühlt, die Leute sind beim Herrgott zuhause, und man wundert sich nicht mehr, dass ihnen am äusseren Luxus und moderner Bequemlichkeit so wenig liegt: es sind alles Nebensachen.

Nun ans Tageswerk. Ein kleines Häuschen neben der Kirche ist bereitet für den Pater, einfach, aber sauber. Die Indianermädchen und Frauen sind alle bei den Schwestern erzogen worden, und können Kochen und Waschen, so ist auch das Essen in den armen Hütten appetitlich. Das Fleisch ist meist wild, Bergziegen oder Reh, oder selbstgefangener Salm, aber das Zubereiten macht ihnen kein Weisser nach.

Morgens um sieben Uhr ist die Kirche schon voll. Man singt das Morgengebet. Geht heim

zum Frühstück oder Hausputz, dann die Messe. Man läutet (gute Glocken überall, aus alten reichen Zeiten), einmal, zweimal, dann "zusammenläuten" wie es unsere Leute nennen. Aber hier heisst es richtig "zusammen". Das Läuten hört nicht auf. Schliesslich frage ich den Pater: ja hat es noch kein End? Der aber erklärt: hier wird geläutet bis der letzte Indianer in der Kirche ist, wann es eine halbe Stunde dauert. So lange noch einer draussen steht, läutet man weiter. Der Reiseonkel dachte an die "Autositzer" in unseren deutschen Gemeinden, die man mit dem Asperges-Sprengel in die Kirche treiben muss. Das wäre doch ein Spass, wenn weiter geläutet würde, bis der Nachbar-Hannes endlich angekommen ist und seinen feierlichen Einzug in die Kirche unter Glockengeläute halten muss, so wie ein Bischof, von der ganzen Gemeinde bewundert.

Dann kommt das Hochamt, jetzt alles Lateinisch, Gloria, und alles, ebenso wenn Totenmesse ist, die ganze Gemeinde singt und zwar in fehlerlosem Latein, wie wir es schon da oben bei den Nord-Indianern bewundert haben. Dann weiter gebetet oder vielmehr gesungen bis Mittag; um zwei Uhr geht es weiter; dann um fünf Uhr, und abends noch ein Stündchen zum Abendgebet. Und so geht es Tag für Tag, solange der Pater da ist. Man betet sich einmal von Herzen aus, solange der "Mann des Gebetes" im Dorf ist. Und auch wenn er nicht da ist. Wir hatten einmal eine grosse Reise gemacht, und kamen Samstags abends in ein Städtchen, wo wir übernachten mussten. In der Nähe waren zwei Indianerkirchen, die Leute wussten aber nicht, dass der Pater da ist. Am Sonntag morgen nun lasen wir Messe in beiden Kirchen, und siehe, wie wir ankamen, war in jeder die ganze Gemeinde versammelt und hatten das Gebet schon angefangen. Sie machen das jeden Sonntag, ob Messe ist oder nicht: der Indianer hält seinen Sonntags-Gottesdienst.

Diese langen Indianergebete sind der ganze Religionsunterricht, der ganze Katechismus und die ganzen Zehn Gebote; wer seine Gebete nicht kann, wird nicht als Christ gerechnet. Es kam in einem Dorf ein alter Sünder ans Sterben, und wollte noch durchschlüpfen vor dem Ende. Die Indianerfrauen, welche ihn besucht hatten vor dem Sterben, erzählten uns, wie schlimm der Mann gewesen war: er konnte nur noch einige Gebete, die andern haben sie ihm vorsagen müssen, sonst wäre er noch als Heide gestorben. Gebet und Glaube ist für die Indianer dasselbe.

Aus der "gemütlichen" Kirche gehen wir in das "gemütliche" Dorf. Im "Patershäuschen" neben der Kirche war kein Feuer. Warum ist kein Holz da? Nun, man hatte nicht gedacht, dass es kalt würde. Aber es liegt doch genug Holz vor jedem Hause, warum bringen die Leute denn keins? — Ja, das muss erst gesägt und gehackt werden, und der Indianer sägt doch kein Holz am Abend, wenn er es erst am Morgen braucht; Holzsägen ist Morgenarbeit. Also ruhig warten bis zur "Sägezeit". Mit dem Holz geht es auch gemütlich. Da nimmt man nicht irgendwas. Im Herbst geht der Herr Vater mit seinem Söhnchen in den Bergwald. Er sucht sich da einen schönen graden Baumstamm aus, die richtige Dicke und Grösse, dass er für den Winter langt, nicht irgend was, sondern das Beste, wenn es auch meilenweit vom Hause entfernt ist. Dann geht es Tag für Tag: der Baum wird gesägt, die Aeste abgeschlagen, der Weg frei gemacht. Endlich kommt man mit einer Kette und Pferden, man bindet den Stamm an, schleppt ihn feierlich ins Dorf, grade vor die Hütte des Eigentümers. Da bleibt er liegen, bis er alle ist. Jeden Morgen kommt der Hausherr gemütlich mit seiner Säge, und schneidet ab, was er für den Tag braucht, aber nicht mehr, das wäre ja verschwendete Mühe.

Noch mehr "Gemütlichkeit": da fahren wir wochenlang über eine Brücke, welche ins Dorf führt. Mitten auf der Brücke sind zwei Bretter ausgebrochen, man muss vorsichtig drum herum fahren, wenn man nicht stecken bleiben will. Der naive Reiseonkel, der die "Indianersitten" noch nicht kannte, fragt unschuldig: aber warum nehmen die Leute denn nicht zwei Bretter und machen die Löcher zu? Es liegt doch genug Holz herum! Antwort: Ja, da muss erst der "Chief" (der Dorfhäuptling) Befehl geben, und der ist halt ein bequemer, der kümmert sich um nichts. Nächstes Jahr wählen wir einen andern, der mehr "Energie" hat. Bis dahin fahren wir "gemütlich" um die beiden Löcher herum.

Mehr "Gemütlichkeit": Da kommen wir in ein Dorf, das steht "auf Stelzen": Die Häuser sind auf Pfeiler gebaut, und der Eingang 4—5 Fuss über dem Boden. Im Frühjahr ist nämlich das ganze Tal unter Wasser, und man muss mit Booten von Haus zu Haus fahren. Ausserdem liegt das ganze Dorf an der Nordseite eines mächtigen Berges, so dass im Winter monatelang keine Sonne hineinscheinen kann. Wir waren 14 Tage dort vor Weihnachten, und jeden Mittag machte der Reiseonkel einen Spaziergang von zwei Meilen, um wenigstens ein Stündlein aus dem Bergschatten herauszukommen. Zwei Meilen auf der anderen Seite des Flusses (mit der Löcherbrücke) steht ein anderes neues, sauber gebautes Dörfchen, ebensogross. Das hat die Regierung ihnen dahin gebaut, dass sie von dem alten ungesunden Platze wegkommen könnten. Aber keiner ist in das neue Dörfchen umgezogen, die Häuser stehen leer, und langsam holt sich jeder Indianer von seinem "neuen" Häuschen ein Fenster oder ein paar Bretter, wie er es gerade nötig hat, bleibt aber im alten Dörfchen sitzen. Und warum? Sage und Staune: Weil er da näher bei seinen Kartoffelfeldern ist, die in dem wunderbaren Dreck des Tales wachsen wie nirgendwo anders. Der Reiseonkel denkt sich: nun, das heisst die "Gemütlichkeit" doch zu weit treiben, da hört die Gemütlichkeit auf. Und damit genug bis zum nächstemal.

Der Fürsprech

Von H. Schmidt-Martin

Als die Not unter den Menschen gross war, ging ein Mann von Haus zu Haus, um Gaben der Liebe zu sammeln. Ein weiter Mantel hüllte die Gestalt des Fremdlings, und es war nichts Sonderliches an ihm.

Bittend klopfte er an die Tür eines Landarbeiters. "Freund," sprach er zu ihm, "deinen Brüdern droht Hunger und Frost. Gib dein Teil, auf dass sie nicht verderben an Leib und Seele."

"Herr," antwortete der Arbeiter, "ich bin ein armer Mann, und diese zwei Fäuste verdienen weiss Gott nicht mehr, als ich für mich selbst, für mein Weib und Kind brauche. Hätte ich aber eine Kuh und ein Stück Acker wie mein Nachbar, ich würde Euch gerne geben."

Da blickte der Fremdling traurig in die Augen des Arbeiters, neigte das Haupt und ging zum Nachbarn.

"Gewiss," sprach der Ackerer, "wohl habe ich eine Kuh, aber schaut selbst, sie steht fast trokken. Zu klein aber ist mein Acker, dass ich von seinem Ertrag auch nur ein Geringes verschenken könnte. Hätte Gott mir aber einen Hof gegeben, einen Bauernhof wie den des Nachbarn, o Ihr dürft es glauben, ohne eine wahrhaft christliche Gabe liesse ich euch nicht aus dem Hause."

Da blickte der Fremdling traurig in die Augen des Ackerers, neigte das Haupt und ging zum Nachbarn.

"Schade," meinte der Bauer, "ihr kommt gerade in einer ungelegenen Zeit. Zu Martini muss ich mein Gesinde lohnen. Auch ist mir gestern das beste Pferd gestürzt. Zudem geht der Arzt in meinem Hause ein und aus. Denkt nicht, ich sei ein harter Mensch! Gott sollte es mir übel vergelten, wenn ich nicht Barmherzigkeit übte, so ich gestellt wäre wie mein Nachbar. In seinen Wäldern klingt die Axt jahraus, jahrein. Tag für Tag kommt ein sicheres Geld in seinen Beutel. Geht einmal getrost zu ihm und lasst nicht locker. Er kann, wenn er nur will."

Da blickte der Fremdling traurig in die Augen des Bauern und ging zum Nachbarn.

"Es ist nicht alles Gold, was glänzt," sagte der Waldbesitzer. "In meinen Wäldern geht der Wurm um. Hunderte von Bäumen muss ich umlegen lassen und für billiges Geld an die Händler abgeben. Schon seit langem streite ich mit dem Baron, und was die Prozesse nicht verschlingen, das fressen die Steuern und Abgaben. Gott weiss es, ich bin ein Christ, und reichlich beschenkt solltet Ihr von dannen ziehen, wenn ich nur halb so reich wäre wie mein adliger Nachbar. Wohl bis Sonnenuntergang müsst Ihr wandern, ehe Ihr zu seinem Schlosse gelangt, und was Ihr auch sehet, zur Linken und zur Rechten des Weges, alles ist sein eigen. Ihm steht es darum wohl an, sein Teil für die Armen zu geben."

Da blickte der Fremdling traurig in die Augen des Waldbesitzers, neigte das Haupt und ging.

Der Arbeiter aber und der Ackerer und der Bauer und der Waldbesitzer, sie konnten den Blick des Fremdlings nicht vergessen. Stand er denn noch immer im Raume und schaute sie an mit dem himmelstiefen traurigen Blick?

"Ich fühle einen Stachel im Herzen," sagte der Landarbeiter.

"Mir brennt's wie Feuer in der Seele," sprach der Ackerer.

"Und mir ist's, als habe ich das Allerheiligste verraten," rief der Bauer.

"Was tobt in meiner Brust, bin ich ein Mörder?" schrie der Waldbesitzer.

Und sie liefen aus den Häusern, sahen einer des anderen Entsetzen und fragten: "Wer ist der Fremdling?"

Und sie rannten hinter dem Davonschreitenden her und riefen: "Herr, Herr, kommt doch zurück!"

Der Fremdling aber wandte sich um und sprach: "Was rufet ihr mich, so ihr euerer notleidenden Brüder nicht gedenket?"

"Herr, kommt und seht," bat der Arbeiter, "ein Brot habe ich bereit gelegt."

"Kommt und seht," stammelte der Ackerer, "einen Laib Käse will ich gerne geben."

"Kommt und seht," bettelte der Bauer, "einige Säcke machen mich nicht ärmer."

"Kommt und seht," flehte der Waldbesitzer, "was liegt an einigen Fuhren Brandholz!"

"Ihr Toren!" antwortete der Fremdling, "warum erst jetzt, da ihr mich erkannt?" Und seine Stimme wuchs gewaltig: "Wisset ihr nicht, dass ich bin in jedem, der da bittet für seine Brüder? Fürwahr, ich sage euch: was ihr verweigert den Aermsten unter euch, das habt ihr mir verweigert, was ihr aber dem Geringsten euerer Brüder tut, das habt ihr mir getan! Gehet hin, und tuet so!"

Als sie aber aufschauten, die Beschämten, sahen sie den Fremdling nicht mehr.

Forscht nur in den Höhn'n, den Weiten,
Weckt nur aus der Erden Tiefen
All die Wunder, die da schliefen
Seit der Schöpfung grauen Zeiten,
Klarer wird man stets erkennen,
Dass zwei Dinge gross zu nennen:
Gottes weise Meisterhand
Und der Menschen Unverstand.

Der Zaunkoenig



(Fortsetzung)

Von Reimmichel

"Nein, nein", lachte der Frackbichler und griff hastig nach der Banknote, die ihm der Zaunkönig reichte; "ein Wagen, der gut geschmiert ist, läuft wie der Blitz. Auf sehr baldiges Wiedersehen!"

Nachdem ihm der Zaunkönig noch aufgetragen hatte, von seiner Anwesenheit hier nirgends eine Silbe zu erwähnen, machte sich der Frackbichler gleich auf die Beine. Lustig rannte er den Berg hinab, so dass die Frackschösse hinter ihm aufflatterten.

Der Zaunkönig aber schritt langsam in den Almgrund hinüber, wo er auf einem Baumstrunk niedersass und immerfort in sich hinein grübelte. Was ist denn nur mit Alberta vorgegangen? Ihr ganzes Gehaben bleibt ihm unverständlich. Zuerst kündigt sie ihm ihre Liebe auf, dann wieder springt sie aus Liebe zu ihm ins Feuer und setzt ihr Leben auf's Spiel. Wie geht das zu? Dass sie, nachdem er so lange im Kerker gesessen war, sich seiner geschämt hat und ihn nicht mehr heiraten wollte, das ist ihm heute noch klar. Aber trotzdem gehörte ihr Herz, ihre ganze starke Liebe noch ihm. Wenn er das geahnt hätte! Am bittersten schmerzt ihn, dass das gute, liebe Mädchen soviel Leid um seinetwillen hat ausstehen müssen. Offenbar ist Alberta auch nur seinetwegen ins Kloster gegangen, weil er sich davon gemacht und ihr endgültig den Rücken gekehrt hat. Bloss um ein Jahr früher hätte er kommen müssen, dann wäre vielleicht dieser letzte, unwiderrufliche Schritt des armen Mädchens unterblieben. Leider ist jetzt alles zu spät. Ihn verfolgt das Unglück von der Wiege bis zum Grab, und auch alle, die ihm näher treten, werden vom Unglück erfasst. Das ist und bleibt einmal so. Doch etwas will er sich erzwingen. Sehen muss er die Alberta noch einmal — wenn er auch kein Wörtlein mit ihr sprechen kann, ein einziges Mal sehen will er sie noch, das lässt er sich nicht nehmen! . . . Tief niedergeschlagen kehrte der junge Mann ins Gasthaus zurück. So traurig wie heute war er bloss einmal in seinem Leben gewesen, nämlich an jenem Abend, als ihm Alberta den Ring zurückgeworfen hatte.

XVIII.

Am sogenannten Kreuzegg, etwa 1,000 Schritt westlich von der Leuchtenberger Wallfahrtskirche, hat man einen schönen Blick hinab in das Felgental. Seinen Namen trägt der Platz von der mächtigen Kreuzgruppe, die hier den Abschluss der zwölf Stationen eines Bergkreuzweges bildet. Auf der langen, breiten Bank, die zu Füssen des Kreuzes steht, pflegen ärmere Wallfahrer gern ihre Mittagsrast zu halten und dabei ihre mitgebrachten Esswaren zu verzehren . . . Heute, am späten Nachmittag, waren keine Pilger mehr da. Nur der Zaunkönig hockte am äussersten Ende der Bank und schaute träumend ins Land hinab . . . Wann wird der Frackbichler erscheinen? Heute sicher nicht. Ist er doch erst gestern nachmittags fortgegangen und höchstens bis Aichenau gekommen, wo er übernachten musste. Wenn er es sehr eilig gehabt hat und mit dem Stellwagen heute nach Lautersgaden und wieder heraus gefahren ist, bleibt ihm doch nichts übrig, als noch einmal in Aichenau zu übernachten. Dann kann er frühestens morgen Mittag hier sein. Aber recht eilig wird er's gar nicht haben. Ein durstiger Mann, der Geld im Sack hat, bleibt gern auf den Wirtsbänken sitzen. Da kann es leicht möglich sein, dass er erst übermorgen oder noch später kommt. Und ihn, den Zaunkönig, macht das Warten schier krank . . . Wie der junge Mann so dahinbrütete, merkte er gar nicht, dass über den Wiesenweg eine Frauensperson langsam herangekommen war und sich am anderen Ende der langen Bank niedergesetzt hatte. Als sie leise hustete, schrak er empor und musterte die Angekommene von der Seite. Sie hatte ein noch jugendliches Gesicht, trug schwarze Kleidung und auf demKopf einen dunkelblauen Strohhut, unter dem einige blassblonde Locken hervorquollen. Der Zaunkö-

nig lüpfte den Hut und sagte kurz: "Grüss Gott!" Dann wandte er seine Augen wieder dem Tale zu. Nach einer Weile vernahm er ein unterdrücktes Schluchzen und sah, wie die Fremde ein weisses Tüchlein vor ihr Gesicht hielt . . . Es wird eine leidbedrückte Wallfahrerin sein, die ihr schweres Kreuz zu Unserer Lieben Frau am Leuchtenberg herausgetragen hat. Fragen darf er sie nicht — es wäre unhöflich, aufdrängerisch . . . Mit einem Male begann die Fremde laut zu weinen. Da stand er auf, ging die fünf, sechs Schritte zu ihr hin und fragte mitleidig:

"Gute Frau, was fehlt Ihnen denn? Kann ich etwas für Sie tun?"

Sie schüttelte den Kopf, den sie weggewandt hatte, und suchte mit aller Kraft ihr Weinen zu stillen. Als ihr dies endlich gelang, sah sie ihn bittend, mit scheuen Blicken an . . . Heiliger Gott, diese kohlschwarzen Augen! Solche hat nur Alberta. Auch die feingeschnittenen Züge gleichen den ihrigen, nur die sonderbaren rotblauen Flecke an den Wangen stimmten nicht . . . Da er sie gross anstarrte, rief die Fremde in kläglichem Ton:

"Du kennst mich nicht mehr! Gelt, ich bin furchtbar hässlich geworden?"

"Alberta!" rief er, ihre Stimme erkennend; "du bist's! — Liebe Alberta!"

Stürmisch griff er nach ihren Händen, die eiskalt waren, und drückte sie an seinen Mund.

"Hans", schluchzte sie, "bist du wirklich so gut, dass du mir verzeihen kannst?"

"Du hast mir viel, viel mehr zu verzeihen als ich dir", erwiderte er.

Dann setzte er sich neben sie auf die Bank und eine Zeitlang schwiegen beide, weil sie zu gerührt waren, um sprechen zu können. Nach einer Weile fragte er:

"Alberta, wie kommst du daher? Der Frackbichler hat gesagt, dass du ins Kloster gegangen wärest."

"Das bin ich schon", entgegnete sie; "aber sie haben mich vor vierzehn Tagen wieder fortgeschickt, weil ich keinen Ordensberuf hatte."

"Gott sei Lob und Dank! Wenn du im Kloster geblieben wärest, hätt' ich lebenslang um dich trauern müssen."

"Hans! Hans! . . . Hast du mich wirklich noch ein bisschen lieb, ein klein bisschen nur? Schau, wie ich hässlich geworden bin."

Sie nahm zitternd den Hut ab. Ihre Zöpfe waren nicht mehr so üppig und goldglänzend wie früher, sondern viel kürzer und dünner, und hatten eine flachsblonde, mattere Färbung. Die Narbenflecke der Brandwunden an ihrem Hals und an den Händen fielen nicht so stark auf, aber die an den Wangen trübten die ehemals so blühende Frische ihres Gesichtes.

"Alberta, du bist immer noch die Schönste auf Gottes Erdboden", rief der junge Mann; "diese kleinen Schädigungen hast du meinetwegen erlitten und darum hab' ich dich jetzt doppelt so lieb wie früher. Aber du musst mir auch sagen, ob du mich noch ein wenig lieb hast."

Sie schluchzte und bat dann innig:

"Du lieber Hans, sei so gut, gib mir den Ring wieder, den ich auf dem Birkenbühel weggetan hab."

"Ich werde dir eine neuen, einen schöneren geben. Den alten hab ich am Birkenbühel liegen gelassen. Ich hab es nicht über mich gebracht, ihn anzurühren."

Sie weinte laut auf und sagte dann:

"Mein Gott ist das ein schrecklicher Tag gewesen damals . . . Es hat mich furchtbar gereut, schon vor dem Brande, und ich wollte zu dir zurückkehren, um dir abzubitten; mein dummer Stolz hat sich aber dagegen gewehrt, leider, leider!"

Da nahm er ihre Hand und sprach ruhig, sanft:

"Alberta, sei still und mach dir keine schweren Gedanken mehr. Ich habe mindestens soviel Schuld wie du . . . Ich habe dich abgöttisch geliebt. Eine solch abgöttische Liebe ist aber furchtbar eigensüchtig und argwöhnisch und gottvergessen. Nichts will sie ertragen und wenn ihr etwas wider den Strich geht, verzweifelt sie . . . Jetzt sind wir beide älter geworden und auch gescheiter; durch Leiden wurde unsere Liebe gekräftiget und veredelt. Alberta, ich liebe dich heute mehr denn je; aber ich liebe dich wie einen Engel, der zuerst Gott gehört und dann erst mir."

"Hans, es gibt keinen besseren und lieberen Menschen als dich", schluchzte sie.

"Das Beste ist immer Gott, der Herr. Wir wollen auf ihn vertrauen, er macht alles gut."

Sie harrte noch auf ein Wort von ihm. Da er es nicht aussprach, fragte sie schüchtern:

"Du gehst jetzt nicht mehr von mir? Gelt, Hans, wir bleiben jetzt immer beisammen?"

"Das wird erst möglich sein, wenn wir geheiratet haben", erwiderte er. "Und vorläufig fehlen mir leider die Mittel, einen Hausstand zu gründen. Ich besitze nichts als die vierhundert Gulden, die ich in den letzten Jahren verdient hab."

"O, da täuschest du dich. Dein Besitz ist viel grösser . . . Einmal das Grundstück vom Uhrmacherhaus in Lautersgaden, das ist mindestens achthundert Gulden wert; wenn du es versteigerst, kommt es höher hinauf. Der Pachtzins für das Grundstück, den die Gemeinde eingenommen hat, macht auch etwas aus. Und dann hast du noch ein Sparkassebüchl, das beim Gericht in Lautersgaden hinterlegt ist und auf siebentausend Gulden lautet."

"Um Gottes willen, Alberta, bist du von Sinnen?" schrie er. "Woher soll ich denn ein Sparkassebüchl mit soviel Geld haben? Ich weiss von keinem.'

"Aber ich weiss davon. Ich hab es mit eigenen Augen gesehen."

"Da bist du von jemand hintergangen worden."

"In gar keinem Fall. Der Richter wird dir zeigen, dass alles stimmt."

“Wer könnte mir ein solches Riesengeschenk machen? Es stammt doch nicht vom Meister Erasmus?”

“Nein, von ihm nicht . . . Aber das Sparkassebüchl ist da. Und wenn du alles zusammenrechnest, hast du mehr als genug Geld, dass du ein Haus kaufen oder ein neues bauen und auch ein Geschäft einrichten kannst.”

“Alberta, du verhehlst mir etwas. Ich bitt dich, sei aufrichtig, sag mir, woher kommt das grosse Geschenk?”

“Es ist kein Geschenk, sondern ein Schadenersatzgeld für den Brand deines Hauses, den andere Menschen verschuldet haben.”

“Niemand, kein anderer Mensch hat an dem Brand irgend eine Schuld . . . Ich allein hab die Tat begangen — es war eine grosse Sünd, das weiss ich längst schon; anfangs hab ich es nicht so erkannt.”

“Ich bin die Hauptursache, dass das Unglück geschehen ist, und darum halte ich es für meine Pflicht, den Schaden gut zu machen. Ganz unschuldig war mein Vater auch nicht.”

“Wie? Wie? . . . Wär’ es möglich? Dein Vater hätte mir das Geld zugewendet?”

“Er nicht — und doch stammt das Geld von ihm . . . Jetzt muss ich dir aber schon alles erzählen . . . Mein Vater hat mich sehr lieb gehabt, mehr als seine anderen Kinder, trotzdem er auch mit mir hie und da rauh und streng gewesen ist. Als mich das viele Leid getroffen hat und ich dahin gewelkt bin wie ein krankes Bäumchen, ist ihm das furchtbar zu Herzen gegangen. Er mag sich wohl auch ein bisschen schuldig gefühlt haben. Seit meiner Krankheit nach dem Brand ist er immer gut und freundlich zu mir gewesen und hat mich nur Liebe und Mitleid fühlen lassen. Und ganz besonders hat er in seinem Testament für mich gesorgt. Er hat mir neuntausend Gulden vermacht, doppelt so viel als jedem anderen der weichenden Geschwister. Da ich entschlossen war, ins Kloster zu gehen, hab ich zweitausend Gulden für mich behalten als Mitgift zum Eintritt in den Orden; die übrigen siebentausend Gulden hab ich unter deinem Namen in die Sparkasse eingelegt, und der Richter in Lautersgaden ist von mir beauftragt worden, dir das Sparkassebüchl einzuhändigen, sobald dein Aufenthalt entdeckt wird oder du vielleicht wieder nach Lautersgaden kommst . . . Du solltest, wenn wir uns auch nicht mehr sähen, wenigstens etwas noch von mir haben.”

“Alberta! Alberta!” rief er gerührt. “Diese Liebe vergess ich dir nimmer, so lang ich leb. Aber das Geld nehme ich in keinem Fall. Es ist dein Eigentum.”

“Mein Eigentum ist es nicht mehr, seitdem ich es dir verschrieben hab. Wenn du mich lieb hast und ich dir gehören soll, musst du alles nehmen — mich selber und was von mir kommt.”

“Gut. Auf die Weise nehm’ ich es. Sobald wir ganz einander gehören, ist doch wieder alles dein.”

Sie schwiegen eine Zeitlang. Dann sprach Alberta stotternd:

“Du — Hans — ist’s dir recht — wir wollen schnell unsern Hausstand gründen. — Verzeih mir, heute bin ich der drängende Teil.”

“Es freut mich, wenn du drängst”, entgegnete er. “Wo willst du, dass wir unser neues Heim errichten? In Lautersgaden passt es mir nicht mehr ganz.”

“Mir noch viel weniger . . . Wir können ja irgendwo anders ein schönes Plätzchen suchen — in Perchtensdorf oder in Aichenau — oder in Salhofen — wo du willst.”

“Dann musst du aber deine Heimat verlassen und es wird dir schwer fallen. Ich hab nie eine Heimat gehabt.”

“Und ich hab keine mehr. Nach Lautersgaden wär’ ich überhaupt nie mehr zurückgekehrt. Die letzten zwei Wochen, seitdem ich vom Kloster fort hab müssen, bin ich bei meinem Onkel David in Aichenau gewesen. Dort hat mich heute morgens der Frackbichler getroffen und mir gesagt, dass du hier auf mich wartest.”

“O, der Spitzbub, der falsche!” rief heiter der Zaunkönig. “. . .Ich hab schon gefürchtet, dass er irgendwo versumpft ist. Wo bleibt er denn jetzt?”

“Bis Archenbach ist er mit mir gefahren. Dann hat er gesagt, er vertrage bergaufwärts das Beten nicht und ich werde auf dem Wallfahrtsweg gern beten wollen. Darum soll ich allein gehen, er komme bald nach.”

“Der arme Teufel! Und doch ist er ein guter Mensch. Wir sind ihm grossen Dank schuldig; ohne ihn hätten wir uns nicht so bald oder vielleicht gar nicht gefunden.”

“Ich hab dem Häuter drei Gulden gegeben.”

“Ooo, viel zu viel auf einmal. Da, fürcht ich, kommt er heute nicht mehr.”

“Dann treffen wir ihn jedenfalls morgen in Archenbach . . . Wenn es dir recht ist, Hans, gehen wir morgen zum Onkel David in Aichenau und bitten ihn um Rat. Vielleicht weiss er ein Haus, das verkäuflich ist.”

“Ja, lieber möcht ich eins kaufen als bauen. Wenn wir erst bauen müssen, haben wir viele Verdriesslichkeiten, und es dauert mindestens ein Jahr, bis wir einziehen können.”

“O, das dauert viel zu lang und wir müssten uns wieder trennen . . . Sicher weiss der Onkel David ein schönes, passendes Heim für uns. Das kaufen wir und dann heiraten wir sogleich. Einrichten können wir das Haus nach der Hochzeit. Und ich werde es dir so schön machen, dass du wirklich eine Heimat hast.”

“Alberta, meine Heimat bist einzig du!” rief er in innigem Ton.

“O, wenn ich’s nur sein kann!” schluchzte sie; “ich vermag dir’s gar nicht zu sagen, wie lieb ich dich hab.”

Sie drückten sich, einen zärtlichen Blick wechselnd, die Hand.

Da kam aber unvermutet schon der Frackbichler über den Wiesengrund daher gesegelt. Er hatte ein wenig beleuchtet, war aber noch in jenem ersten Stadium, wo er nicht weinte, sondern mit Vorliebe sein Dichtertalent glänzen liess. Als die zwei jungen Leute ihm entgegen traten, musterte er sie zuerst scharf, dann stellte er sich kerzengerad vor ihnen auf und deklamierte in hochtragendem Pathos, mit beiden Händen agierend:

"Es fasst ein namenloses Sehnen
Des Jünglings Herz, doch nicht nur sein's allein,
Die Jungfrau auch weint einen Strom von Tränen,
Und er, er meidet Bier und Wein.
Errötend folgt er ihren Spuren,
Die er in Feld und Au erblickt,
Doch macht er keine grossen Touren,
Weil ihn der Schuh der Liebe drückt.
O, zarte Sehnsucht, süsses Hoffen!
Es naht ja schon die hohe Zeit,
Wo sie in Samt- und Seidenstoffen
Gar munter zum Altare schreit't.
O, dass doch Zwietracht ferne bliebe
Der schönen Zeit der grünen Liebe!"

Als er mit einer Verbeugung geendet hatte, sagte der Zaunkönig schmunzelnd:

"Bravo, Karl! Schön hast du es gemacht. — Und wir sind dir auch sonst zu grossen Dank verpflichtet."

"Ja, Frackbichler, du hast uns den allergrössten Dienst erwiesen", rief Alberta.

"Gnädiges Fräulein, ich bin nicht der Frackbichler, sondern der Bichler-Karl", erklärte dieser würdevoll. "Karl ist die Hauptsache, der Frack bleibt Nebensache."

"Du wirst dir aber auf unsere Rechnung einen neuen Frack und einen ganz neuen Anzug machen lassen, damit du als Trauzeuge bei unserer Hochzeit flott aufrücken kannst", liess sich der Zaunkönig vernehmen.

"Ich danke für die hohe Ehre. Also ist's doch richtig. Darf ich meine untertänigste Gratulation zu dero Füssen niederlegen? — Aber jetzt nicht mehr lange gezettelt, sonst kommt wieder etwas dazwischen! Ein Sprichwort sagt: Was du heute hast gesponnen, muss morgen an die Sonnen."

"So schnell geht's nicht. — Es fehlt uns leider noch der Boden, wir haben kein Haus, in das wir hinein heiraten können."

"Wir möchten gern ein Haus kaufen, aber nicht in Lautersgaden", bemerkte Alberta.

"Da ist guter Rat sehr billig", erklärte der Frackbichler. "In Elzenbach haben sie ein grosses neues Schulhaus gebaut, weil das alte längst schon zu klein war, und sie suchen einen Käufer für das alte Schulhäusl. Allerdings verlangen sie dreitausend Gulden, aber ein paar hundert werden leicht abzuhandeln sein. Das Häuschen ist nett, in ziemlich gutem Zustande, für euch gross genug und hat eine schöne Lage. Mit wenig Kosten kann es prachtvoll hergerichtet werden."

"Du, Hans, das wär etwas!" rief Alberta begeistert. "Wollen wir nicht morgen sofort nach Elzenbach gehen und uns die Sache anschauen? Der Frackbichler — verzeihe, der Bichler-Karl — soll auch mitkommen."

Sie wurden alsbald auf den Vorschlag des Mädchens einig. Dann traten sie in das Gasthaus, wo Alberta ein gutes Nachtessen anschaffte und einen Spezialwein aufstellen liess. Nach dem Essen gingen sie hinüber in die Wallfahrtskirche und beteten dort länger als eine Stunde. Am andächtigsten schien der Frackbichler zu sein; denn er schluchzte in einemfort, manchmal fast laut.

XIX.

Es war zwei Jahre später. Ueber dem Langtal prangte ein sonnengoldener, schöner Augusttag. Das malerische Dörfchen Elzenbach, drei Stunden von Lautersgaden entfernt, schob seine zierlichen Giebel ganz nahe an das luftige gotische Kirchlein hinan, das mit seinem schlanken, grünen Spitzturm den Hügelrücken krönte. Unmittelbar neben dem Kirchplatz stand das alte Schulhäuschen, das aber gar nicht alt, sondern funkelnagelneu herschaute. Man nannte es jetzt allgemein "die Villa Zaunkönig", und die Besitzer hörten nicht einmal ungern diesen Namen. Dem Umfang nach kleiner als das einstige Uhrmacherhaus in Lautersgaden, war aber die "Villa Zaunkönig" schöner und wohnlicher. Der Frackbichler hatte seine ganze Kunst aufgeboten, um dem Häuschen äusserlich und innerlich ein möglichst farbenfrohes, prangendes Aussehen zu geben. Die Gänge und Zimmer waren ebenso schön ausgemalt und mit denselben geistreichen Sprüchen versehen wie seinerzeit im Uhrmacherhaus. Den Russenwänden hatte der Künstler einen lichtgelben, warmen Farbenton gegeben, um die neuen, kristallklaren, blinkenden Fenster hatte er breite, hellblaue Umrahmungen gemalt und um diese herum leuchtende, grelle Blumengirlanden. Ueber der Haustür prangte ein gar nicht übel gemaltes Mariahilfbild. Und der gute Mann hatte es nicht unterlassen können, hinter der Haustür drinnen seine eigene Figur in Frack und Zylinder an die Wand zu malen, mit der feingeschnörgelten Schrift daneben:

"Der Maler und Dichter —
Herr, sei ihm ein gnädiger Richter!"

In dem netten, freundlichen Heim lebten seit fast zwei Jahren schon der Zaunkönig und seine Alberta in glücklichster Ehe, und seit etwas

länger als einem Jahr lebte darin auch ein wunderfeines, goldgelocktes, blauäugiges Engelchen, das den Namen Albert trug. Die Mutter hatte ihm durchaus den Namen Hans geben wollen, wogegen der Vater hartnäckig erklärte:

"Wenn das Haus meinen Namen hat, muss das Bübl den deinigen haben."

Und er war mit der Entscheidung durchgedrungen.

Die Uhrmacherwerkstatt nebst einem ziemlich reichen Uhrenlager hatte der Zaunkönig im ehemaligen Schulzimmer untergebracht, und das Geschäft ging hier in Elzenbach ebenso gut, ja besser als in Lautersgaden.

Am Nachmittag des sonnigen, stillen Augusttages, der zugleich ein Sonntag war, sassen der junge Uhrmacher und seine hochgewachsene, schöne Frau in der traulichen Wohnstube. Auf der einen Seite guckten durch die spiegelklaren Fenster die welligen Matten der Grünalm herein, auf der anderen aber der rotgoldene, mächtige Himmliskopf, von einem Stück tiefen Himmelblaus umrahmt. So begeistert der Zaunkönig an der herrlichen Bergnatur und namentlich an seinem Lieblingsberge hing, achtete er doch heute kaum darauf, sondern wandte seine ganze Aufmerksamkeit der Gattin zu und dem Kinde, das sie auf dem Arm hatte. Alberta schien neu aufgeblüht zu sein. Ihr Haar, das reicher geworden war, glänzte wieder golden, die Brandnarben waren beinahe ganz verschwunden, und ihre schwarzen Augen blitzten wieder so lebhaft und neckisch wie ehedem. In dem hellgrünen Kleid mit der schneeweissen Latzschürze, ein goldenes Kettchen um den Hals und das herzige Büblein im Arm, schaute sie reizender aus denn je. Den Zaunkönig machte der halblange schwarze Vollbart etwas älter als er war, gab jedoch seinen feinen Gesichtszügen einen edlen, männlichen Ernst.

"Du Hans", schmeichelte die Frau, bald den Mann, bald das Kind anblickend, "der Bub sieht gerissen dir gleich."

"Im Gegenteil, er hat ganz dein Gesicht und darum ist er mir doppelt lieb", erwiderte der Mann.

"Er hat deine schönen, blauen Augen."

"Und deine blonden Haare."

"Im ganzen ist er aber doch ein richtiger Zaunkönig. — Gelt, Bubi, du gehörst dem Tatti?"

"Tatti! Tatti!" krähte das Büblein und streckte seine Aermchen dem Vater entgegen. Es war das erstemal, dass es den Vater anrief.

Dieser riss in seiner stürmischen Freude das Kind an sich, herzte es: "Mein Bubi! Mein Bubi!" es immerfort küssend, und gab es erst nach einer Weile der Mutter zurück.

Ihre Augen schwammen in Tränen.

"Hans, unser Glück ist schier zu gross", sagte sie leise; "mich quält oft der Gedanke, soviel Glück könne nicht sehr lange dauern."

Darauf erwiderte er in zuversichtlichem Ton:

"Alberta, wir haben vordem auch grosses Leid zu tragen gehabt. Auf Regen folgt Sonnenschein. Wenn wir Unserm Herrn für alles Gute recht von Herzen danken, jeden Tag und jede Stund, so nimmt er unser Glück als dauernde Gottesverehrung an."

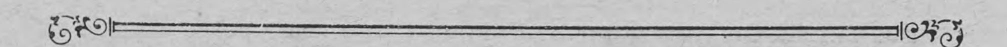
Er schritt zum grossen Kruzifix an der Wand und küsste die Füsse des Heilandes. Dann trat er zur Gattin hin, küsste sie zärtlich auf die Stirn und flüsterte:

"Gott erhalte dich, du Liebe!"

Sie drückte einen innigen Kuss auf seine Wange, küsste dann die Füsse des Kreuzbildes und liess sie auch vom Büblein küssen, indem sie halblaut sagte:

"Gott, dir sei Lob und Dank in Ewigkeit!"

Ende.



SEHNSUCHT DER CHINESEN NACH DEM ERLOESER

Der chinesische Weise Confuzius im VI. Jahrhundert vor Christi hatte seinen Schülern die feierliche Versicherung gegeben, dass ein "Heiliger vom Himmel kommen würde, der alle Dinge wissen und alle Macht im Himmel und auf Erden empfangen würde." Die Bücher der Chinesen sind voll von glänzenden Schilderungen dieses Heiligen. Sie bezeichnen ihn als den, der alles weiss, alles sieht, dessen sämtliche Worte Unterricht, alle Gedanken wahr sind, dessen Weisheit keine Grenzen hat, vor dessen Auge die ganze Zukunft unverschleiert, dessen sämtliche Worte wirksam sind. Er ist eins mit dem Tien (Himmel, Gott) und die Welt kann ihn ohne den Tien nicht erkennen; nur er kann dem Changti (Herr des Himmels) ein würdiges Opfer bringen! Die Völker erwarten ihn "wie welke Pflanzen den Regen."

MARIENBOTE

CATHOLIC FAMILY MONTHLY JOURNAL

Vol. XII | December 1943 | No. 3

CONTENTS

The Marienbote is edited and published monthly with episcopal approbation by the Oblate Fathers of St. Mary's Province at the Marian Press, 922—24 Victoria Avenue, Regina, Sask. Subscription: $1.00 a year.

"Universal Brotherhood" and Peace

Twenty-five years ago, at the end of the last war, we were told that peace had triumphed. We were promised that there would be no more wars among nations. Fraternal understanding, a universal brotherhood, was to unite all classes, nations and races. No longer was the world to groan under the tyrannies of ambitious rulers; no longer would the masses be held in subjection; no longer would the poor be exploited and made the pawns of heartless politicians. Such were the glorious visions and glowing prophecies of the future.

But did this glorious, dazzling dream of a new world materialize? We have but to look back over the last few years, to observe those about us, to answer that question. Where is that peace that was promised to all nations? What has become of that "universal brotherhood" of man? Leagues, armaments and disarmaments have all been tried but have failed. Very slowly but none the less surely is mankind returning to that age-old truth that peace is not the result only of an equilibrium of material forces but rather the gift of God to "men of good will."

Therefore there still remains hope for mankind, and that is to return to the early Christian conception of the brotherhood of man; to the conception that we are brothers in Jesus Christ. On this principle alone can that mutual understanding, justice and charity, which are to reign in all hearts of men and nations, be based. Such a brotherhood in Christ would eliminate all geographical boundaries, and would recognize the unity of the human race. It would proclaim that we are all children of the same Heavenly Father, made to His image and likeness, and redeemed without exception by the "Word Made Flesh." There would be no distinction of color—but all would be members of the same human family. If this principle were accepted, what a change in the outlook of nations! The war would stop within a moment! No longer would intense jealousies, savage hatred and bitterness exist among nations.

The Catholic Church has never ceased to preach the doctrine of universal brotherhood in Christ. Nearly two thousand years ago the world witnessed the coming of the Prince of Peace in Bethlehem amid the chanting of the Angelic choirs: "Glory to God in the highest, and on earth, peace to men of good will." At that time only a few heard the message—today, through the ministry of the church, the gospel of brotherly understanding and peace is made known in all parts of the earth. But now, as then, the message will go unheeded by the majority unless the peace-clamouring world turns to Him Who alone can give us "that peace which the world can not give." May we then, in this short season before Christmas, prepare ourselves for this great feast by listening to the voice of the Church asking us to unite ourselves ever more closely in the "universal brotherhood" of Jesus Christ. And when the day does arrive let us join in prayer in asking that Benediction of Peace and true brotherhood be extended to and accepted by all.

Platinum Gods of the Platinum Century

A REFLECTIVE STUDY INTO THE DEVELOPMENT OF AN OUTLOOK ON LIFE

By Rev. Father J. Walliser, O.M.I.

The man's name was Schneider. At least that was the name he gave me, as he busied himself at his trade. His customer sat quietly on the high revolving chair, and permitted himself to be turned at will. There was silence for a while as the noisy electric clipper whirred. He would have liked to buy a new one, if they had been available. As it was, he would get along the best way he could, trusting to his customers' patience.

The electric clipper was suddenly stopped. The scissors began to snip. "Yes," he said, "I go to Mass sometimes. Once in a while," he hastened to add. He had nothing against the church. But it got too monotonous if he went too often. "I'm one of those bad Catholics," he added with an apologetic half-smile, half frank and half embarassed.

I wondered a bit at this. He did not seem such a bad fellow. He did not pretend he was better than he actually was. His face was rugged; not at all delicately moulded. He seemed quiet, and kept his place neat and orderly. "But my parents would never miss Mass," he added, not without a touch of pride. "They'd walk ten miles, if they knew that a Mass was being held on a Sunday. But somehow or other, I never really got into it, the way they did."

"What made you give up going to Mass?" the listener in the chair enquired.

"Well," came the half-hesitant reply, "I came over here from Russia, you know. In 1928."

"How did it happen that you could leave the country?"

"Oh!" the speaker shrugged his shoulders, and laughed. "It took quite a while, and a lot of money; and then, if you go to the right people ... Especially lots of money."

The quiet listener in the chair was thinking. After a short pause, he asked again, "And how was it that you never really got into the habit of going to Mass?"

The scissors stopped snipping for a moment and, after blowing away some imaginary hair, the narrator remarked: "Well, you see, when a person is young, and hears his teachers and government officials speaking day in and day out on matters of religion, enlarging on their ideas-- they, in their grand ways, and fine clothes — and then come home to see the old clothes, the furrowed brows, and the simple countenances of your parents as they say their prayers — And where did I get them? I don't know," he added indecisively, "I guess I didn't ever learn any different.

The speaker would probably have enlarged a bit more on the past, had not, just then, another customer entered the shop. Thus the conversation ended. But as for me, the tragedy of this lost soul kept revolving in my head.

* * *

The times were hard, and the whole countryside had been so upset the last few years. Their whole existence was uncertain. Despite the fact that the civil war had finally been ended, life was harder than ever. The harsh Russian winter had gone; gentle breezes and a hot sun overhead had melted the snows, and green grass was again thrusting its hopeful stem out of the brown earth. The turbulent waters of the mighty Volga were gradually subsiding, and the shawl-covered women, and the sad-faced men, were again turning the soil in preparation for the seeding operations. Nature was full of hope and promise, but for the husband and wife in their little sod house, the future looked bleak indeed. For many a year now, no candles flickered before the holy corner in their sparse living room. And with the dying of the last candle, it seemed to them that even God in His Heaven had deserted them. Was it not bad enough that their two sons lay buried in the deserted churchyard cemetery? ... the victims of revolutionary bullets? And now it was their little Joseph. Strange, inexplicable things were happening in this Russia of theirs. Before the war, things had been so different. The cows grazed peacefully in the meadows; the church bells tolled invitingly of a Sunday morning, and streams of worshippers would come home to a well-cooked meal, and the latest gossip. But now! ... Maybe it was just as well that their two eldest sons were no more. For before the bullets had mowed them down, they had confessed, and sped the parish priest on his way ... perhaps to his death; maybe to safer and happier lands beyond the far horizon to the West.

Poor little Joseph, the baby of the family, and their last. He was now growing up. His voice was deeper; his step heavier. His body was indeed developing, but his mind—and his soul? Never, it seemed, even for an instant, could these two remnants of a happier age be unaware of the

change in their son. At first he always prayed before meals, making the sign of the cross with his boyish hands. But now! — First he forgot to make the sign of the cross; later he would mumble a few words of prayer. And now he did neither, except when he saw his parents' sorrow.

Every day now was the same as before. Silent were the bells of their parish church, except to summon the village to a cultural meeting, or a scientific demonstration, or to welcome some visiting Commissar with a show of enthusiasm, or a demonstration of their achievements in collective farming.

Poor Joseph. He was not really to blame. He was still their son. He was not, so to speak, really disobedient, or disrespectful. He was ever ready to help when help was needed. But the sad point about him was simply this: That he seemed to be drifting away from them. All day long he would be busy in school. His evenings would be taken up with special drills and demonstrations; outside during the mild spring and summer weather; and in winter, in the communal assembly hall, the former parish church. And while they remained at home, with their work and their thoughts, he was like a sponge, continually soaking up the ideas of his teachers. He had never received instructions in matters of religion; he had been too young. He could but vaguely remember attending the Mass.

And what was it he had mentioned to them just the other night? How often had he come from school, and told them proudly what he had learned. "Did he speak again about God?" they would ask. "The teacher?" he would reply, "he is always talking about God, or capitalists, or opium."

"Opium?"

"Yes. Opium is what people in other countries are fed on. But there's no opium in Russia. The teacher said we are too civilized for that."

"What does the teacher mean by opium?" the father asked.

"Religion is opium. That's what I learnt already. It's the stuff that weak people feed on. No educated person today believes in religion any more. It's backward. Barbarian. When men were like apes, they were frightened when it thundered, and they thought somebody in the sky was mad. So they prayed, and tried to please him. Later on, when evil men wanted to control the people, they invented a God to frighten the people, and make them listen to them."

"Is that what they teach you in school now?"

"Oh, yes! And much more. We are told to forget all old superstitions. The gods that are going to make old Russia strong are not in Heaven. They are on earth. Steam, electricity, chemistry, oil, and machines. They will make us powerful, because they have power."

"Is that what you are to worship?"

"Yes. Religion is opium. It is for old people who cannot understand the new things of today. When they die out, Russia will get strong, because it will have strong gods. Gods who have power."

"But, my child," the anguished father asked, "did you ask the teacher where the steam got its power? Where electricity got its power? Where the machinery got its power?"

"Why no," the lad answered "I didn't ask him. Nobody did."

"I'll tell you, Joseph," the father replied, seating himself, and taking the youth's hand. "Machines get their power from oil, or gasoline. Steam comes from coal; that makes water hot. And electricity usually gets its power from water, that turns wheels and brushes, making sparks that are carried through wires. But that is not all," the father continued. "Coal comes from the earth. It's been there for thousands of years. In the beginning coal was wood that was covered up, and pressed together, until it became hard and black. But if coal came from trees, where do the trees come from?"

Little Joseph thought a while, and then with a smile, answered. "Trees come, of course, from seeds. Like acorns."

"Right you are, Joseph." The father answered. "And do you know where these acorns came from?"

The reply was immediate: "From another tree."

"And this tree came from—?"

"Another acorn."

"We had better stop here, or we'll never come to an end." The father replied. Despite himself, the ghost of a smile lit up his usually sad features. "And that is what you will ask your teacher tomorrow, eh, Joseph? Ask him what makes steam? He will answer, coal and water. Then ask him where coal comes from. He will answer, from wood, or rather, trees. Then ask him where trees come from. Then where the acorns or seeds come from. If he can tell you that, without answering all day and night, and for the rest of his life, then I might believe in the new gods."

I doubt whether little Joseph ever got a satisfactory answer to that question. But, as the minds of the half-grown are usually too pre-occupied with external matters to give more than a passing thought to things of deeper nature, his "new education" continued. Such is life. Such is man. Such are the synthetic gods of this synthetic age. We have platinum blondes, and platinum gods. And generally these platinum gods are created by a platinum education which is the perfect vehicle for the platinum professors and writers of this platinum age. The balloon is admired because of its efficiency in carrying men aloft, not for the gas which keeps it afloat. Some day this balloon will be punctured, and this man-made creation will crash to earth. Some day these platinum gods will topple over, and reveal their artificiality through their corruption. And someday, let us hope, that little Joseph, now a grown-up man in America, will find the answer to that puzzling riddle which his teacher could not, or would not answer.

The Wrong Peter

By Florence Russell Christian

THE CULLENS weren't important people. Pop ran a little grocery store on the outskirts of town, and Pete helped him with deliveries in a truck he'd pieced together from odds and ends out of old Sam Burton's automobile graveyard.

When Pete wasn't working for his father, or taking a couple of hours flight training at the municipal field, he was studying in the city library, a black wing of hair hanging over one gray eye, his long almost thin fingers combing the wing back occasionally but with no permanent results.

It was in the library that he met Charlotte Rose of the San Francisco Roses, whose grandfather had made money in ship building. The rest of the Roses just spent what grandfather had made — except Charlotte, who had a practical head on her pretty shoulders.

Anyone would have said, "Pretty soft landings for a boy like Pete Cullen." Only it wasn't. Falling in love with Charlotte Rose was probably the worst thing which could have happened to him, because he couldn't expect ever to marry her. Thomas George Rose, Charlotte's father, made that sufficiently clear the first time Pete called on her.

"What's your line?" Mr. Rose asked guardedly. "I mean, what do you expect to do when you finish university—if you go to university, of course."

Mr. Rose was an impressive actor and very well cushioned. He wasn't at all like Charlotte who was friendly and trim and brown-eyed. She did not have brown hair though. Her hair was a strange sunny color; not brown, not gold, not red, but a little of each—and it was very, very lovely, Pete thought.

"I'm going to be a farmer," Pete answered simply. He shouldn't have been so simple. He should have said he was going to be an agricultural scientist or a plant hybridist, or something important sounding — only he couldn't. He'd have felt silly dressing the plain facts up in front of Charlotte. He figured Charlotte liked him the way he was.

A heavy silence followed and Charlotte broke it quickly, her brown eyes full of concern for Pete and anxiety over her father's lack of understanding. "Pete is learning to fly a plane," she said. "After the war is over he'll be able to dust his own fields by plane. It's really wonderful, father."

"I can imagine," Mr. Rose said, his voice like a dry, dusty wind off the desert. "If you're interested in flying, Mr. Cullen, maybe you know Hilton Morrow. He used to do a lot of flying and owns several planes."

"Guess I don't know him personally," Pete stated awkwardly, feeling that Mr. Rose was holding it against him. "I've seen him about," he added, and his face grew hot. He'd seen the tall fair-haired Morrow at Charlotte's—and every time he saw Hilton the back of his neck went bristly, like the hackles of a dog.

"Didn't suppose you'd know Hilton," Mr. Rose said disparagingly, and Pete got it.

Hilton Morrow was Charlotte's kind. The Cullens weren't. Morrow had plenty of money. He wouldn't become a grease monkey or a dirt farmer. He'd put executive shoes on his feet and wouldn't even have to break them in. His father would have all that done for him before he finished his education.

Mr. Rose finally left them, but still Pete was restless. Somehow Charlotte's father had managed to leave him with the uneasy feeling that sooner or later a servant would pop in and ask him, on some pretext or other, to go. It was silly of course, but that was the way he felt.

"Let's go out into the garden," Charlotte suggested, like a rescuing angel. "It's nice out there and I want to show you my chrysanthemums. I planted them with my own hands. I dug the earth and set the plants out. I broke my fingernails doing it."

Pete took her hands in his—her small firm hands —and looked at the delicate nails. "You're hands are lovely, Charlotte." Their eyes met and held a moment. "You're completely lovely, and I—" He dropped her hands suddenly. "I guess we'd better look at the chrysanthemums," he said, his voice rough edged.

They passed a maid in the hall and she turned to glance after them. It made Pete nervous.

They sat on a cushioned bench near the flowers and talking was easy now, like it always was when he was alone with Charlotte. The trouble was they never could stay alone long. Even now there was the sound of footsteps from the house and Hilton Morrow came swinging along the flagstone path.

The maid had told him where to find them, Pete guessed. The maid was the only one who knew where they were, and now Pete didn't like servants for another reason. They took sides against you if you didn't know how to handle them. The maid was on Hilton's side.

They all said hello and then Hilton paused. It was an awkward pause — a heavy, deliberate pause. It made Pete uncomfortable. Hilton meant for Pete to get up and go. He was showing Pete that he couldn't talk as long as Pete was there; and for Charlotte's sake, Pete left. He didn't want her to be embarrassed even for a moment over him.

That was the way things went until he enlisted. And then the face of the whole world changed. Pete had known it was going to. He had laid his plans to meet the change, and now he was in the navy air force.

The mills of the gods of war grind quickly and Pete didn't seem to have time for anything. He had time to kiss Charlotte Rose good-by however, and it was their first real kiss. It might also be their last.

"Pete, do be careful of yourself," Charlotte kept saying over and over. "I want you to come back and have a big farm."

"I'll come back," Pete promised huskily, and he kissed away the tears that were streaming down her face. Everything was wonderful and terrible at the same time—wonderful because it had ever happened, terrible because it couldn't last.

Pete's throat got dry and tight. He was going away, but Hilton Morrow would be around. Hilton Morrow was already at the university taking a medical course, and that brought him deferment. Hilton's proximity to Charlotte added up to something pretty ominous, but Pete couldn't ask a girl like her to wait when he had nothing at all to offer and might not have for years.

He kept patting Charlotte's shoulder. "I'll come back, Charlotte," he promised. And to himself he said, "I'll do big things, important things, and make her folks so proud of me they'll let down the barriers and we can get married." Then he was gone.

* * *

AT PRE-FLIGHT SCHOOL he couldn't help thinking how Charlotte and Hilton Morrow would be going to dances together and riding in Hilton's car, as long as the gas held out.

Still, she had seemed to care for him. She had let him kiss her. That was the straw he held to during the next long months of work and study and disappointment which hit him sometimes with the choking fury of a giant dust storm.

* * *

GRADUATION came and went. The navy wings on his left breast were about his only consolation. He was plodding along now, much the way he had at home. The combat patrol he was on was about as dangerous as hedge hopping or dusting fields. He wanted to do something big, but so far all he had done was to cruise around a bit in perfect safety over Japless expanses of gray water.

Then they moved into the battle area. On the flight deck of a huge carrier, Peter Cullen waited while fighter and bomber planes warmed up. The signal officer sent the first fighter into the air, then the next, and in a few minutes the flight deck was cleared completely. Pete's plane was hovering above the carrier protectively while fighter and bomber squadrons cruised the ocean looking for the enemy.

Some of them would come back to the carrier covered with the sort of glory Pete could use—not for his own sake, but as an entering wedge in his personal battle with the Roses for Charlotte. He had two important goals—to lick the Japs and to win Charlotte. Doing something big, something important, would make a difference with Charlotte's family. Unless he could be sure Charlotte would be waiting for him when all this was over, there'd be no meaning in life for him.

His eyes scanned the gray seas. Combat patrol was the same, day after day—hovering, circling, watching, like a hen with her brood. Funny, he'd always considered the Pacific, up to now, a great sparkling expanse of blue water; but it wasn't like that today. The ocean was rough and gray, and it was being spanked intermittently by squalls of thick gray rain.

Off his port wing he could see the plane Bill Pender was piloting. And then suddenly he became alert and was listening to terse orders. A Jap destroyer squadron was reported approaching the carrier. Pete saw Bill Pender straighten off and head northwest, and in seconds he was above Pender and moving faster. Now was the time! Now he'd really see action!

For a long time he cruised, coming down now and then through the clouds for a look about, keeping his head swerving, on the lookout for enemy aircraft overhead, behind, on all sides. But he didn't see anything except the tips of his own wings and occasionally Bill's plane winging through the clouds like a hurrying ghost.

Pete was getting worried. If they didn't find the destroyers quickly their gas would give out, or the enemy would slip through to shell the carrier. His mouth went cottony dry. They couldn't let those yellow jackals get to the carrier.

Pete was scared, but he almost gave a sigh of relief when he sighted a Jap destroyer through a hole in the thickening clouds. He dived steeply and, glancing back, saw Bill's plane following.

He kept going down, screamingly, his guns talking blue streaks. In the blurry vision he had of the destroyer he saw the panicky rushing of men on deck. In a moment he was over, up again and circling for a fresh attack while Bill gave her all he had through a flurry of anti-aircraft puffs from the destroyer's guns.

Pete strafed the decks again. There was a new glint in his eye as he saw flames leaping from

(Continued on page 32)

Principles for Peace ◆ ◆

"The heart of the Papal Plan, the "sine qua non" for its success, is a spirit of Christian co-operation; no plan for peace, no matter how wise or sublime, can ever pass into the realm of reality unless nations are willing to co-operate with nations, groups with other groups, men with their fellowmen." (From the Introduction to Principles for Peace.)

THE BASIS FOR PEACE IN THE NATURAL LAW AND IN RELIGION

PART I.

For nearly three hundred years western Europe has lived through a succession of wars and of interims between wars. In no true sense of the word have these interims been times of peace. They have been, like the years between the Treaty of Versailles and the German invasion of Poland, times of armistice and of rearmaments.

The reason for this condition is, of course, obvious to all historians. With the Peace of Westphalia in 1648, Europe entered upon a long period, not yet ended, of intense nationalisms so anti-Christian in character that the Church of Christ was almost completely diverted of her earlier power to work for the social welfare of the world at large. The Church maintained, it is true, her power to help men save their souls through spiritual means; but the narrow jealousies of the European nations kept her from her ancient and proper place in helping to improve the physical conditions of mankind. As a result, for three hundred years there has been no central agency for ameliorating theses warring nationalisms and for establishing any common social base for real peace.

If economic ways of life had also remained national, the dangers of world conflicts might have been longer averted. Out of nationalism itself, however, grew imperialism, destined by its very character to create the World Wars of our own time. Had a concert of the other great powers made amicable terms for international trade arrangements, World War II might have been made impossible. That, however, is water under the bridge.

Today the great question confronting all men of good will is the establishment and maintenance of a peace which will be just; for, if it is not just, it cannot be lasting. One of the finest qualities in man's soul is his desire for justice; and it is inevitable that he will continue to rebel against injustice practiced at his expense. The pattern of the future cannot be the old pattern of the past. If we are to have permanent peace—or even peace for any long period of time—we must have something other than the old form of treaties, usually secret agreements reinforcing the special privileges of the most powerful of the victors.

Where, though, is the pattern on which a true and just peace may be made?

The pattern has already been made, not secretly, not by any star-chamber group of probable victors, not by any system of internationalism designed to develop private profits at the expense of individuals or of nations. The pattern has been made by the Popes of the Catholic Church, statesmen who have seen farther and wider than their contemporaries and who have realized that the only hope of saving the world from complete chaos lies in the revival of the Christian tradition in Europe.

The peace pleas of the Popes from the time of Leo XIII to our own time of Pius XII make a remarkable commentary upon the political and social conditions of the world. In the notable volume, "Principles for Peace," edited for the Bishops' Committee by the Reverend Harry C. Koenig, the collection of Papal documents relating to the peace of Europe resembles white and shining milestones on a desert road, pointing the way toward green valleys of happiness. How persistently they have been ignored by a speeding world is easily observable by a mere reading of their lines. We are, however, fast coming to a crisis when such signposts must be taken into consideration if the world is to survive in any kind of civilization.

Leo XIII, first of the Popes of modern times to re-state the role of the Church in social welfare, set down a pattern of cooperation in political and socio-economic fields between Catholics and other men of good will who believe in God. Recognizing the Catholics alone, minorities in the most powerful nations, could do little as a self-contained unit, the Pope advised collaboration for the establishment of principles of right and justice.

His successors, Pope Pius XI, who counselled cooperation in the national socio-economic field, and Pius XII, who counselled cooperation in the international socio-economic field, have realized, as did Leo XIII, that Catholic Action needs for

MISSIONARY ASSOCIATION OF MARY IMMACULATE

For several months now we have been urging our apostolate-minded readers to join the Missionary Association of Mary Immaculate and thereby share in its benefits and in its apostolic activity.

Our purpose was to help you spiritually and to further the work of this wonderful lay association.

To date the response has been most encouraging. The number of members has been increasing and the work of the organization is being steadily advanced. Besides this, the fund which has been established, the Priestly Burse, now totals several hundreds of dollars. A number of our readers have made sacrificing contributions for the priestly education of future missionaries.

However, we are going to keep right on talking about this Association, its work and its benefits because we know that there are many who are interested but who have as yet not written to us.

In the last issue we printed some information concerning the Object, Membership and Indulgences. For your convenience we are reprinting that same article below:

No. 1, Object of the Association

The purpose of the Association is to assist the Oblate Missions in pagan countries, and to help support those institutions, in which young men are being trained as missionaries.

No. 2. Membership

Membership is effected by being inscribed in the Register of the Association and by fulfilling the following conditions:

(1) to recite three Hail Marys once a day for the missions;

(2) to give a monthly alms (5 cts.) for the work of the Oblate missions and vocations.

No. 3. Indulgences and Privileges

Plenary Indulgences may be gained: (1) On the day of reception; (2) on every first Friday of the month; (3) on the following feasts: Pentecost, Purification, Anunciation, Assumption, Nativity and Immaculate Conception; St. Joseph and the Patronage of St. Joseph; Sts. Peter and Paul; (4) at the hour of death (under the usual conditions).

Partial indulgence of 300 days once a day for every act of charity done in favor of the Oblate missions; *300 days* each time an Associate enrolls a new member. (Important for Promoters).

Privileges: Every day one Holy Mass for all members, living and dead; in addition, two Holy Masses are said each month for the Promoters, living and dead. All members have a share, both in life and after death in all the blessings of more than 2,000 Holy Masses, of all the prayers and good works of the Oblates throughout the whole world.

Important Notice: *Deceased Relatives and Friends* may be enrolled in the Register of Benefactors of the Association by making an annual offering in their name. (Perpetual Registration, $5.00). This will secure for them a remembrance in the prayers and Holy Masses of the Oblates of Mary Immaculate .

Address all contributions and requests for information to:

THE REV. DIRECTOR OF THE MISSIONARY ASSOCIATION OF MARY IMMACULATE,
c/o MARIAN PRESS — 924 VICTORIA AVE, REGINA.

true effectiveness interassociation with action by men of other creeds, all animated, however, by the same Christian ideal of justice. As Pius XII has stated, all men who believe in God, and particularly those who believe in Christ, must be united in a common will to make their faith equally effective and in a common desire to reconstruct the social order on the law of God. This work can be done in the temporal order by the technique of action.

If it is thought that this method is not feasible, let us consider, for a moment, the success of the English movement, the Sword of the Spirit. Only three years old, this amazing movement—it is too great to be called a society or an organization—works successfully on a simple plan. This plan gives the Catholic group as well as the non-Catholic group complete independence of organizations but brings them together by a Joint Standing Committee to labor for common aims. These aims are, briefly: to unite all men of good will in a crusade of prayer, study and action for the restoration of an order of justice and peace; to combat the totalitarian system which, however designated, undermine human society and Christian civilization; to spread a knowledge of the principles of social and international order and our Christian inheritance; and to use influence in every proper way to ensure that the peace settlement shall be a just one, incorporating the Five Points of Pope Pius XII.

Is there any reason why Canadian and American Catholics, by prayer, by study, and by other action, should not work toward the same end? For it is only upon such movement, in all the Christian countries of the western world, that there is hope of the consummation of a just peace. Only by the active determination of Christian peoples to live by Christian principles can justice and order be established and maintained, and peace made lasting.

(To be continued)

The Wrong Peter

(Continued from page 30)

the bridge. He was back for his third try at the belching destroyer when a burst of anti-aircraft caught his plane and smashed the tail assembly.

He was losing control, and in his frantic efforts to regain it he lost track of Bill and the Jap destroyer. His radio was out, and he was flying precariously low through clouds and rain. A hot flow down his right cheek brought his hand up, and when he looked at it his palm was red with blood. It made him dizzy and sick for a moment, but the cold slap of water as his ship hit the ocean revived him long enough to leap free of the plane and get his rubber raft afloat. The plane rode the waves uncertainly awhile longer, then settled

deep and disappeared, leaving Pete alone on a raft "somewhere in the Pacific."

He couldn't locate the Jap destroyer, nor could he see or hear Bill's plane. He had become the focal point of a vast and terrifying silence that had only one ray of comfort in its limitlessness. They had been pretty lucky. Whatever happened now, he and Bill had probably left the Jap ship so badly crippled and aflame that even if she didn't go down, her striking power against the carrier was a lot less ... he hoped. It had been a routine flight, without much glory to it, but Pete was immensely satisfied. It was his first punch at the enemy, and a good one.

Pete lost consciousness then, so that he didn't see the plane that rescued him and took him straight to the advance hospital. He remembered later when he woke up and felt of his arms and legs to be sure he was all there. After that he sent Charlotte and his mother a letter telling them he was safe and well, telling them he'd be home soon.

The time it took him to get home and the means by which he made the journey were military secrets —until he telephoned his folks from the big city. Where he had been was also a secret. It made him feel rather important in a way—but that was the only importance he brought back with him. He still clutched a straw in his hand however. Charlotte had answered all of his letters. There was still a chance that Charlotte loved him ... the way he loved her.

* * *

WHEN HIS TRAIN pulled into town there was a huge crowd at the station. There were more people than he could remember ever having seen on the platform before. They were all smiling and looking up. They must be expecting someone important, and Pete wondered vaguely who it was while his eager gray eyes swept the crowd for a glimpse of Charlotte and his folks.

He wasn't absolutely sure Charlotte would be there, but she was. She was standing with his mother and father, and her mother and father. Hilton Morrow was there too, looking handsome and tall and very sure of himself. Pete didn't like the idea of Hilton being present. He didn't get it and he didn't get it either when it came to him that people were shouting his name.

Pete's black hair fell over his forehead; he took off his cap and pushed the hair back where it belonged. His gray eyes were wide with surprise and his folks were laughing at his confusion.

Charlotte stood back while his mother kissed him and whispered, "Son, we're proud of you— all of us." And Charlotte kissed him then too, and her father and Hilton Morrow shook his hand. Pete couldn't make it out. Something was screwy.

They were hustling him into a car, and there was a lineup of traffic like in Los Angeles between five and six-thirty in the afternoon. Everyone was saying what a hero he was. No one listened to his protests. A newspaper photographer took shots of him, and everywhere Pete looked he saw someone who'd hardly known him before, grinning like a blood realtive.

There was a regular chorus of voices yelling, "Hello, Pete! Hi there, Pete! Glad to see you back, Pete. Say, Pete, how does it feel to get your first Jap? Boy, did you tear them down!" Stuff like that! Sure, he and Bill Pender had strafed a Jap destroyer, but he hadn't expected all this hullabaloo about it.

They took him to the high school auditorium and there was a big demonstration there. The

Did you know that . . .

● **CUBA, WITH** A Catholic population of about 4,000,000 is suffering from a dearth of vocations for the priesthood. In Peru, South America, the situation is very similar. The fact that the clergy are distributed in small towns far apart renders the priest's life unattractive. Until now the upper class Peruvians have not contributed many vocations. As the result of a special appeal this class has begun to send a number to the seminaries.

● **FATHER ARTHUR S. HOLMES,** vice-president of the English College in Lisbon, Portugal, owes his life to a mysterious telephone call which reached him in time to compel him to cancel a trip to London on the plane which shortly afterwards crashed, carrying Leslie Howard, the famous actor, and his companions to their death. Father Holmes' baggage was already on the plane when the call came announcing that he should call either at the English Embassy or the Papal Nunciature. Neither admitted making the call. The plane was shot down by Germans.

● **A GROUP OF** Socialist delegates from the state of Yucatan, Mexico, was defeated in its effort to add an amendment to the Mexican Constitution making marriage of priests obligatory. The senate tabled the bill.

● **THE CHAIRMAN OF THE** Vickers arms Corportion, outstanding English arms manufacturers, Archibald Auldjo Jamieson, has just become a Catholic. Mr. Jamieson is a graduate of Winchester and Oxford and received the military cross for service in the first World War. Besides his connection with Vickers he is also chairman of the $500,000,000 Union Discount Company. Moreover, he is a director of numerous other companies.

place was full and they marched Pete, his folks and Charlotte onto the stage. Then Charlotte's father made a speech about how proud they were of Pete and how happy the whole town was to know he hadn't been killed in action as first reported. (That was news to Pete—he hadn't known he'd been reported killed.)

"Believe me," Mr. Rose said, "18 Jap planes is some record. It's going to be hard to beat. Come on, Pete, get up and tell the home folks how you did it!"

Pete stood up, but he didn't talk to "the folks." He turned directly to Mr. Rose, and only those on the stage and in the first few rows of the auditorium could hear his voice filled with consternation. "I didn't shoot down 18 planes, Mr. Rose," he explained, beads of perspiration coming out on his forehead.

Mr. Rose would hate him now—but he couldn't let this go on. There was a clumsy mistake some place.

"I just strafed a Jap destroyer and fell into the sea and was rescued. I didn't bring down even one enemy plane." He was scared, but his voice was louder now so that the rest of the people could hear.

Mr. Rose brought out a clipping and showed it to Pete. A Lieut. Peter Cullen, who'd been reported lost in action, had brought down 18 Japanese planes, the paper said.

Pete read the news story twice, almost hopefully, but shook his head again and handed the clipping back. "I'm mighty sorry, Mr. Rose." His voice was steady now and strong. "I'm just not the Peter Cullen who brought down the 18 enemy planes. Wish I had, but the best I could do was set a few fires burning on a destroyer." There was a chatter of applause from the audience.

"That's good enough, Cullen," someone shouted, and there was another chatter of applause before people started leaving.

"That's all right, that's all right, my boy," Mr. Rose was saying to Pete. "We should have taken the trouble to get official confirmation before embarrassing you this way, but if you hit a destroyer, that's ... that's good enough." He looked very confused and ill at ease. "Come along, Charlotte," he finished. "We have to be getting home and no doubt Mr. Cullen wants some time alone with his folks."

You could hear the letdown in Mr. Rose's voice, and it was a terrible thing for him and for Charlotte and for Pete's folks.

On the way home his people kept telling him what a fine thing he'd done by getting up and telling the truth, but he wasn't cheered. In fact he felt very low. If he had been the right Peter, Mr. Rose would have been glad to have him for a son-in-law, but now ... now nothing mattered ... not even hearing his folks make so much of him.

"You sure did the right thing, Pete," his father was saying. "That took stamina, my boy. Cripes! You could have gone ahead and been a tin hero, and nine chances out of ten no one would ever have been the wiser."

"Well, I'd have known better," Pete said gloomily. "I couldn't have stuck it out. Only now the Roses will dislike me more than ever."

"Charlotte won't, or she isn't worth your time," Pete's mother said loyally.

But he still didn't feel any better. You loved whom you loved, regardless of her faults, if she had any.

* * *

After supper he sat out on the front porch and talked to the folks, but he was feeling pretty blue. He didn't even look up when the car stopped—until his mother said, "Charlotte," in a softly warning tone.

It was Charlotte all right, and her folks were with her. They got out and came up the walk, and Charlotte didn't say much. She went and stood by Pete though, like a contestant choosing sides.

The Cullens asked the Roses to sit down, after which came an awkward pause. Mr. Rose looked across at Charlotte sitting next to Pete, and then Mr. Rose said, "We've been talking about what you did this afternoon, Pete. It was a mighty fine thing!"

"It took courage for you to do that," Mrs. Rose cut in, smiling at him.

"By Jupiter, yes!" Mr. Rose exclaimed. "Don't think I could have done it. You're all right, Peter. I wouldn't want to be the Jap who tangled with you."

Pete held his breath. They didn't just come here to tell him what a fellow he was, did they? What next? He waited, but the Roses just started chatting amiably with his parents. They were just being friendly.

"Pete," Mr. Cullen said, "maybe you and Charlotte would like to take the store truck and go for a little ride."

"Take our car, Pete," Mr. Rose insisted quickly. "Your dad can drive us home in the truck in a little while."

They took the big car and drove around town without talking much until Charlotte cut out all preliminaries and started the conversation in the middle instead of at the beginning. "Pete," she said, "when you get your new rating you'll be making pretty good money, won't you?"

"I sure will," Pete said.

"Enough to ... to marry on?"

"You mean ...? Charlotte, you don't mean you think you could live on what I'll make?"

Charlotte moved closer, leaned her head on Pete's shoulder and closed her eyes. "Sure could," she murmured softly.

Pete edged over to the curb. "Better not be using up all this civilian rubber and gas," he said, and in a moment he was kissing her. Only now there were no tears to kiss away—which was good, because this kiss wasn't the kind he used for kissing tears away. It was a lot better.

That Man - My Husband

By Pauline Phillip

My husband is a man of a very few million words. He rarely says more than he has to say, and what he has to say is encyclopedic. He always has been like that; in fact I have given up long ago trying to do him over. Rather, I think he has done me over, and I fear that some of my old friends will never recognize me.

I feel it an obligation to state that I love my husband. That no doubt may seem startling to some, particularly when it is well known that I have been married to him for over 13 years. In these times when marriages often last no longer than a hat we were crazy about, I imagine it is something of a record to be married 13 years to one man.

But then I am no Hollywoodian; I firmly believe that the best part of marriage doesn't come to the surface until at least 10 years have gone into a readjustment of life. Or does even 10 years seem too little? I have heard quite a few older women declare, and with considerable stress, that a woman can live with her man for all her married life and never really know him, or what he is thinking about.

I certainly must confess that I don't always know what my husband is thinking about, well as I know his stock of innumerable white lies. He has a capacity for fooling me that sometimes sets me to wondering if we wives are as bright as we occasionally fancy we are. For he is an ordinary man. Or is he?

My husband has the craziest collection of friends that I have ever heard or seen. They run to all types; and God certainly must have been profligate with His humor when He created some of the types I have helped to entertain in my home, especially the types who are imperturbably convinced that they are funnier than Bob Hope. I have seen times when my home reeked so badly with stale jokes and their accompanying laughter that I was almost moved to fall on my knees and beg my Lord to devise an easier purgatory.

But my husband also has friends who are in need of just such a friend like my husband is. It is when they call at our home that I get a real insight into the man I married. I never know him as well as when he plays with the children, or when he plays pinochle with a group of cronies, or even when we are alone and, sometimes, talking far into the morning in our darkened room.

I don't know just how many years have passed since my husband first brought Alex Morris to our home. It must have been shortly after our marriage. I remember we had no children then, and on that evening when he first sat at our table and had supper with us he struck me as one I should never care to meet again. But he came regularly after that, and always alone.

Alex Morris never married. In all the years that he has visited our home, I can't recall that he ever once mentioned women or love. He seemed apart from the ordinary things of life, and it always was a source of wonder to me how my husband found pleasure in his company. He was dull, often taciturn, frequently of a turn of mind not to talk at all. He would sit in our parlor armchair, grunt monosyllables at whatever my husband said to him, perhaps nod his head when something my husband said to had a particular appeal for him.

Only rarely would he talk about anything at length, and that anything invariably had to do with religion. That seemed to be the one subject he most enjoyed discussing, and the one thing he least believed in as a basic formula for the ethics in living. He was not an atheist, but he was what an atheist might be if the existence of God could be disproved.

Alex Morris is a prefessional psychologist. He prides himself on the chair he holds at the local university. I often wondered how he could hold that chair, what with his dull personality and disbelief in Christianity. Patently, he is the last man I would imagine in a professor's toga. But I content myself with my husband's explanation that all professors and experts are on the mad side, and I never did let him irritate me like some of the comedians who play pinochle at our home on Friday nights.

It was just a week ago yesterday that my husband came home from work and said Morris had called him at the shop. He would be over that evening after supper, he said.

I immediately envisioned another long and gloomy night—that is, until my husband confided in me that Morris had hinted at intending to commit suicide. He wanted to see my husband most desperately, as if he longed to be talked out of the deed he contemplated.

"But how can you stop him?" I asked.

"I don't intend to stop him!" said my husband. "Any damned

idiot who wants to hang himself, let him go to it!"

Well, that's my husband for you. Had he said anything else, I really would have been surprised. As it was, I simply waited patiently for Morris to arrive, so that I might hear what this man of mine would have to say to him in that quaint idiom that is so peculiar to him.

Morris arrived at around 8 o'clock. The night was very hot, and beads of perspiration rolled down his brow. He evidently had walked a long distance.

At his inference that I leave the room so he could be alone with my husband, Quent chuckled and said he'd have a devil of a time keeping a secret from me and that I might as well stay. I stayed—and, really, I wanted to stay.

Morris talked, and he talked very rapidly. He said the most frightful things. He questioned the meaning of philosophy, of wisdom. He demanded that my husband explain to him what it was that passed for a process, a condition, a state, an experience that made for a grasp of mind. He begged to be told what the mind is.

He pleaded that it be shown to him where there was any design or orderliness in the vastness of this and the other universes sunk in the limpid chaos of space where heights and depths made mockery of the human genius for comprehension. He used extremely blasphemous language, and but for my husband's grip on my arm I would have fled the room in terror.

My husband allowed him to talk until he exhausted himself. He even took personal abuse from him that was terribly disgusting to hear. It seemed to me that a demon from hell stood in our parlor and was doing his utmost to shake my man's faith.

But Quent never budged. Even when Morris attacked scripture and laughed at the Catholic interpretation of it, my husband wore the demeanor of one immensely amused.

When Morris finally spent himself, my husband crossed the room and pushed him into a chair. It happens this man of mine is quite a mountain of a man, and when he pushes anyone it is anything but gently.

"Sit down!" said Quent. "The load on your feet has gone to your head. You're getting battier than a Jehovah Witness! Now dry up and listen to me!"

I suppose Morris listened to him. I know I did. I didn't look

Keeping at it . . .

A noble ideal makes noble men and women. Faithfulness to duty has made thousands advance in life. The faithful servant is trusted and admired.

It is a great mistake to suppose that the best work of the world is done by people of great strength and great opportunities. It is unquestionably an advantage to have both these things,, but neither of them is a necessity to the man who has the spirit and the pluck to achieve great results. Some of the greatest work of our time has been done by men of physical feebleness.

"Almost anybody can do business fairly well. Many men can do business very well. A few can do business superbly well. But the man who does not only his work superbly well, but adds to it a touch of personality through great zeal, patience, persistence, making it individual, distinct, and unforgetable, is an artist."

The highway of life is strewn with the debris of failures of persons in their various careers, because they lacked honesty, integrity, punctuality, truthfulness, steadfastness and gratitude.

A young man entered an office and asked for a position. He was employed. The next day he reported for work and was given his orders and told what he had to do. The young office-hand started his work and showed by his carefulness and assiduity that he was of the type that would make good. A short time afterwards an order came to the office which had to be attended to early in the morning. The young man was given the task to perform it. He was at the office at the time appointed, prepared the shipment, and in an hour everything was finished.

When the head of the firm arrived a few hours later, he enquired if the order had been shipped. He was told it was. The man saw that he had a trustworthy office clerk, and one who was diligent, painstaking and interested in his work. Step by step he advanced, until finally, he became a partner in the firm.

There had been a heavy fall of snow, and as soon as it ceased snowing, a little boy began to shovel a path in front of his mother's door. "How do you expect to get through that deep snow with such a small shovel?" asked a man who saw that he was using a small coal-shovel. There was a persevering look in the boy's face. "By keeping at it, sir," said the little fellow, "that's how." "I believe you are right," said the man, "that's the way to do almost anything." —Selected.

at his face, for I never want to look at my husband when he is angry. Very few do . I know he stood there towering above Morris, the very bulk of him a warning against escape.

"If you're fed up with the business of living," he said, "I've got the basement and the rope where you can call it quits. And I've got an ash can in the alley where I can throw your carcass. It's all the same to me. But if there's a penny's worth of guts in you, you'll chuck your fool ideas out of your head.

"You want to know what good is God? I want to know what good there is in a man who abuses himself with vileness. You're abusing yourself like every idiot abuses himself when he tries to live outside a church. You're the kind of guy who loves being unhappy, because you imagine your kind of unhappiness distinguishes you. You're an adventurer in despair.

"You talk about the vastness of space and the insignificance of man. You speak of the stars as if they were fancy figures of speech—why, it wouldn't dawn on you that every star is a lighted window of heaven. I can never look at a star without visualizing a fat little cherub sticking his head out through the middle of it. And don't try to tell me there aren't any cherubs! God wouldn't be God, and heaven wouldn't be heaven if paradise were empty of cuddly ragamuffins we could press to our bosoms."

It was hard-boiled and yet sentimental theology, the way my husband put it. He is noted for that. For fact, our pastor has often said that Quent could do more with a harangue in street idiom than some theologians could do in perfect Latin, and I was beginning to see the truth of that as he tore afresh into Morris.

"I'd like to put a star in every wise guy's hands," he said, "and show him how to use it for a sparkler in his cravat. That's what stars are for—to be the jewelry of one's soul. Why, confound your hide, they're not up there in the sky for the moon to scrape its shins on.

"I can never do justice to them and I can step outside and actually feel them wrap slivers of gems around my fingers. Why, I've been out on the lake and I've seen the sky so jammed with stars that they made a crust that lapped over the horizon. Big ones, little ones, tiny sparklers, millions of them—and me standing there and drinking it all in.

"My stars! And God knows you can't be cynical when you're looking at something that's your own. When you can look at a sky that's bulging to bursting with beauty, when you can feel the roll of gentle waves under your legs, and when you know you haven't got a rotten thing to bother your conscience—man, that's living! That's being next door to God and knowing you're not afraid to have Him for a neighbor.

"I've got the basement, I've got a rope and I've got an ash can to which you're welcome. But if you'll step outside and look at a single star without beating your brain down with scientific pish-posh, you'll find the Almighty has something for you that will give you the one thing your soul craves, the one thing for which it hungers, the one thing for which it gasps. Peace, you fool. Peace! You can't buy it, you can't pick it up in a college classroom, you can't find it anywhere but in your own will to be the man you were created to be."

I said my husband was a man of a very few million words, and I think I have illustrated that they are not always the choicest words in the dictionary. But, such as they are, they are effective.

Certainly they did have a profound effect on Alex Morris. He bolted from his chair in one tremendous leap, rushed out on our front porch, and I thought he surely would break his legs running down the steps to the street. My husband ran after him, and I after my husband, but neither of us laid a hand on the old man.

It seemed to me that Morris sat a long, long time on our front porch stairs. I doubt he was aware that we stood behind him. His eyes were on the star-studded sky, and every little while I could hear a quavering sob escape his lips.

At length my husband motioned me to get back into the house. "Well," he drawled quietly, "I guess that rope in the shed will make a fine swing for the kids."

THE PILGRIM WAY

But once I pass this way,
But once
And then, — no more.
But once, and then the Silent Door
Swings on its hinges . . . .
Opens . . . . closes . . . .
And no more
I pass this way.
With all my might
I will essay
Sweet comfort and delight
To all I meet upon the Pilgrim Way
For no man travels twice the great Highway
That climbs through Darkness up to Light
Through night
To Day.

It May Interest You . . . .

"TAKE CARE OF YOURSELF, GOD"

A little English girl, a refugee in Canada, was saying her night prayers recently. She closed with: "God bless mama in England and protect her from the bombs, and take care of daddy in the army and of Uncle Wilbert in his airplane in Egypt." Then she paused for a moment and added: "And God, be sure to take good care of yourself, too! Because if anything happened to you, we'd all be sunk."

With the wisdom of a child, she knew that God is the real and only source of help in this situation for the individual, and the nation and the world.—Holy Childhood Annals.

o

A man who claimed to be an atheist was struck by a bullet. He was dying in a hospital. He knew a Catholic priest and sent for him. He told the priest that he wanted to be baptized. The priest asked: "Are you not an atheist?" The young man answered: "I said that I was. But when it comes to a show-down, they all believe in God." The Bible says: "Only the fool says in his heart, there is no God." Many men in their heart may say there is no God because they don't want to live up to the law of God. If they listened to their mind, they cannot deny him. Everything, the whole world, tells us that there is a God. God knows you; He sees everything; He loves and wants us.

A WISE WARNING

Whenever Benjamin Franklin saw anyone receive a mortification from carrying his head too high, he used to relate this story of his young days: "When I was once leaving the library of Dr. Mather, at Boston, by a narrow passage, in which a beam projected from the roof, the Doctor suddenly called out, 'Stoop! stoop!' Before I obeyed the warning, my head struck sharply against the beam; then my old friend remarked, 'You are young, and have the world before you; stoop as you go through it, and you will miss many hard thumps'."

o

These are days when there lies a special obligation on Catholics to live a truly Catholic life. The world is sick of its naturalism and materialism and groping. It is beginning to yearn for sound spirituality and definite religious guidance.

A Kaffir Chief's Answer

A missionary to South Africa recounts an extraordinary interview with a Kaffir chief, to whom he was imparting the message of Christianity. "Your tidings," said the wild black man "are what I want, and I was seeking before I knew you. Twelve years ago I went to feed my flock. I sat down upon a rock and asked myself sorrowful questions, — sorrowful, because I was unable to answer them: Who has touched the stars with his hands? The waters are never weary: they flow from morning till night, from night till morning. Who makes them flow thus? I can not see the wind. Who brings it? Who makes it blow and roar and terrify me? Do I know how the corn sprouts? Yesterday there was not a blade in my field, today I found some. Then I buried my face in my hands."

o

It is only by praying for a long time near the cross or at the foot of the cross that we are able to endure certain trials and sufferings.

FOR HOME USE

There are many men who keep their pleasant words and smiling faces too much for strangers, for whom they do not care a straw, while for their very own, their dear ones, they have too often bitter words and harsh condemnation. They do not realize the injury they are doing; they little know the suffering they cause. It is not too much to say that many a woman dies simply for want of sympathy—starves to death just as really as if her food had been taken from her. The love which is hers by right has been denied her, or has at least found no expression. A gentle word, a loving caress, will go far to lift her burden from the wearied shoulders.

? THE QUESTION BOX ?

I know that Mass is not offered on Good Friday nor is Holy Communion distributed. Does this mean that even a dying person cannot receive Holy Communion on that day.?

A person in danger of death may receive Holy Communion of Viaticum on Good Friday. This is definitely stated in canon 867.

Does it make any difference what kind of bread is used at Mass?

Certainly. The validity of the Mass depends upon that. Wheat bread must be used; bread made of barley, rye, corn, etc., is invalid matter. Too, throughout the Latin rite of the Church unleavened bread—i.e., without yeast—is used. The Greek rite uses leavened bread. It seems most probable that our Lord used unleavened bread when He instituted the Blessed Sacrament.

What is meant by the nave and the transept of a church? I have heard these words used at different times.

By the nave is meant the center of the church from the vestibule to the sanctuary. Nave is from the Latin word "navis", a ship—the church being likened to a ship. We are familiar with the phrase "bark of Peter." In churches built in the form of a cross the transept is that part which represents the crossbar—the horizontal part of a cross that is standing upright.

What is really meant by those who say they observe the golden rule? Is it sufficient to gain heaven?

Your guess is as good as mine as to what people mean by their famous golden rule. Generally it is understood to be contained in the maxim: "Do unto others as you would have others do unto you." It must be said however that this golden rule has been much contorted and twisted at times. When the young man of the gospel asked our Lord what to do to gain eternal life, he received the answer that he should keep the commandments. The golden rule when based on natural virtue has in itself nothing to do with the supernatural and as such will not gain heaven.

Should one go to confession before being confirmed?

Since confirmation is a sacrament of the living—i.e., can be received worthily only when the recipient is in the state of sanctifying grace—it is necessary to go to confession if the candidate knows himself or herself to be in the state of mortal sin. Otherwise confession is not necessary, but can be very profitable spiritually.

Is it wrong to contribute to a Protestant church when a person lives in a small town where the Protestant citizens contribute to the Catholic church?

A general answer to such a question is always difficult, if not impossible, and can easily be misunderstood. Since a Catholic must hold that only the Catholic Church is the true Church founded by Christ and that therefore all other churches are man-made and in opposition to the Church of God, he can find little justification for contributing to a Protestant church. By doing so he would be helping a cause which is really in oppositon to the cause of Christ. This does not mean that he must call into question the sincerity of his Protestant friend, who may well be convinced that he belongs to the true Church.

Such situations place before a Catholic a problem which non-Catholics do not have and which they cannot appreciate. The non-Catholc would have to reason similarly to the Catholic if he believed in the truth of his church and its teachings as the Catholic believes in the truth of the Catholic Church. Yet in some communities it is very difficult to refuse contributions to Protestant churches. Where these churches are engaged in philanthropic or charitable works one might find some justifiable reason to contribute to such works which are good in themselves. Again some might feel justified in donating for such purposes on the theory that Protestants have contributed to the Catholic church and therefore Catholics are only giving back what was given to them. One should not give without being solicited, and generally one is advised to discuss the matter with his pastor. He will be able to judge the individual instance with all its circumstances.

How could our Lord grow in wisdom and grace, as we read in Scripture?

Christ, being God, could not increase His divine and infused knowledge. These were perfect from the beginning. In Christ there were three kinds or sources of knowledge. As God He had divine knowledge. Besides these He had what is called acquired or experimental knowledge. In this last kind His knowledge could increase, though by reason of His divine knowledge or infused knowledge He did not learn anything which He did not know before. For example, by His experimental knowledge, His skill as a carpenter could be increased, or His use of the language could be perfected. Through His senses He could and did gain new experiences, as of hunger, cold, heat, fatigue, etc.

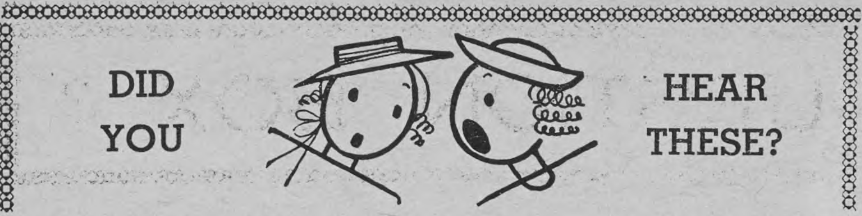
The Saviour did not grow in grace, in the sense that He became holier. He was perfect in grace. But He did advance in the greatness of His works—the fruits of His grace. We may say that He advanced in grace in the same sense as the light of the sun increases; the light of the sun as such is always the same, but it is said to increase from dawn to noon, since we experience the effects of increased light.

Should a priest be called to administer the last sacraments to a victim of drowning whose body was in the water a little more than an hour?

The priest should be called. In some instances resuscitation has taken place after that length of time—which shows that in cases of drowning, life sometimes persists longer than is apparent. The priest should be called even if more than an hour has elapsed. Whenever one is in doubt whether or not to call a priest, the safest course is to do so. At least tell him and leave the rest to his judgment. He will know what to do.

Is it necessary to recite the whole rosary at one time in order to gain the indulgences granted for the recitation of the entire rosary?

The individual decades of the rosary may be separated, provided the entire rosary (i.e., the third part, or the five decades) is recited during the course of the same day. (S. C. Indul., July 8, 1908.)



Misplaced

A lunatic was trying to drive a nail into a wall. But he had the head of the nail against the wood and was hammering the point. At length he threw down the nail in disgust and said: "Bah! They give me a nail with the head at the wrong end."

A fellow inmate of the asylum who had been watching, began to laugh. "It's you that's wrong," he said, as he jerked his thumb toward the opposite wall. "Nail was made for the other side of the room."

* * *

The school contest was over, and little Tommy returned home smiling brightly.

"Well, Tommy," said his mother, "did you get a prize?"

"No, Ma, but I got a horrible mention," said Tommy, beaming with pride.

* * *

Self-Denial

Teacher — Unselfishness means going without something you need, voluntarily. Can you give me an example of that, Bobby?

Bobby — Yessum. Sometimes I go without a bath when I need one.

* * *

So Very Simple

"It's surprising," said the professor to his wife at the breakfast table one morning, "to think how ignorant we all are. Nearly every man is a specialist in his own particular line, and in consequence we are all as narrowminded as it is possible to be. I, for instance, am ashamed of my failure to keep abreast of science. Take the electric light, for example; I haven't the slightest notion of how it works."

His wife gave him a patronizing look, and said, smilingly, "Why, Herbert, I'm ashamed of you. It's so simple. You just press a switch, that's all."

Gastric War

"Say, you must be sick. You look terrible!"

"And I feel terrible. I should have known those English peas and German noodles that I ate for lunch wouldn't agree!"

* * *

Unanimous

When the term of the old Negro preacher had expired, he arose and said: "Breddern, de time am head fo' de re-election ob yo' pastoh f' anudder yeah. All dose fabborin' me fo' you' pastoh' will please say 'Aye'."

But the preacher had made himself rather unpopular during the past year, and now there was no response.

"Ha!" he said, "silence gibs consent. I'se you' pastoh fo' anudder yeah."

* * *

"Hey, Moik, and phwat do ye t'ink of these new sanitary drinking cups?"

"Sure, Pat, and soon we'll have to spit on our hands with an eye dropper."

* * *

A prominent politician who had just taken part in an election where the voting was found to be illegal was called up on the telephone one day and informed that he was the father of triplets.

Becoming greatly excited, he shouted into the receiver: "I demand a recount!"

* * *

A Chance for Him

At a dinner recently, a lady was sitting next to a very inebriated man. He leered at her and commented:

"Shay, you're the homeliest creature I've ever seen."

With a show of spirit, she replied, "And you're about the drunkest man I've ever met."

"I know, ma'am," the souse answered, "but I'll get over that in the morning."

Amateur Singer—"When I sing I get tears in my eyes. What can I do to stop that?"

Singing Teacher—"Try Stuffing cotton in your ears."

The Priestly Burse . . .

"To help a poor boy become a Priest and Missionary is more pleasing to God than building a beautiful church or donating an altar of fine marble."

● A BURSE makes it possible for a poor student for the priesthood to receive the necessary instruction.

⊙

● A BURSE is a permanent support and investment, one that will always redound to the generosity of the donators.

⊙

● GIVE towards this Priestly Burse and perform a fine act of Christian Charity! Gain for yourself a remembrance in countless Masses of Oblate Priests who must needs remember those who in their charity made it possible for them to become Ambassadors of Christ!

Previously acknowledged	$242.05
Mrs. Robert Klenk, Regina	1.00
Mr. Rudolf Musch, St. Walburg, Sask.	5.00
Mrs. Wm. Musch, St. Walburg, Sask.	5.00
Mrs. F. Stangl, Regina, Sask.	1.00
Mr. Anton Gartner, Cosine, Sask.	2.00
Mr. John P. Brost, Cosine, Sask.	3.00
Mr. Alex Gartner, Cosine, Sask.	1.00
Mr. Jacob Weinkauf, Cosine, Sask.	1.00
Mr. John V. Feser, Grosswerder, Sask.	1.00
A Friend, Cosine, Sask.	1.00
A Friend, Raymore, Sask.	2.00
Total, to date	$265.05

⊙

Please address your contribution towards the education of a priest to:

The Director of the Missionary
Association of Mary Immaculate
c/o Marian Press — 924 Victoria Ave.,
Regina, Sask.